

**Arbeitskreis Militär und Gesellschaft  
in der Frühen Neuzeit e.V.**

**Militär und Gesellschaft  
in der Frühen Neuzeit**

**9 (2005) Heft 2**

Universitätsverlag Potsdam  
ISSN 1617-9722

# IMPRESSUM

**Herausgegeben im Auftrag des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V. vom Lehrstuhl für Militärgeschichte der Universität Potsdam**

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit erscheint mit freundlicher Unterstützung des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes in Potsdam.

*Satz:* Martin Winter. *Druck:* Audiovisuelles Zentrum der Universität Potsdam. *Vertrieb:* Universitätsverlag Potsdam, Postfach 60 15 53, 14415 Potsdam, Tel.: +49 (0) 331 977 4517 / Fax: 4625, E-Mail: [ubpub@uni-potsdam.de](mailto:ubpub@uni-potsdam.de), URL: <http://info.ub.uni-potsdam.de/verlag.htm>. *Bezug:* Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit erscheint zweimal jährlich; Mitglieder des Arbeitskreises erhalten die Zeitschrift kostenlos; Bezug über den Universitätsverlag Potsdam; Jahresabonnement: 15,00 €; Einzelhefte: 7,50 €; ermäßigtes Abonnement für Buchhandlungen und Bibliotheken: 12,00 €

## **Redaktion:**

Beiträge: Matthias Asche und Gundula Gahlen ([g.gahlen@freenet.de](mailto:g.gahlen@freenet.de))

Projekte: Sascha Möbius ([sasco@t-online.de](mailto:sasco@t-online.de))

Ankündigungen: Martin Winter ([winter-ma@web.de](mailto:winter-ma@web.de))

Berichte: Dorit Schneider ([dorit.schneider@berlin.de](mailto:dorit.schneider@berlin.de))

Organisation, Rezensionen: Ulrike Ludwig ([ulrike-ludwig@freenet.de](mailto:ulrike-ludwig@freenet.de)).

Beiträge, Informationen über laufende oder kürzlich abgeschlossene Forschungsprojekte, Tagungsberichte, Rezensionen und Ankündigungen etc. richten Sie bitte per E-Mail oder mit PC-kompatibler Diskette an die zuständigen RedakteurInnen unter den angegebenen Adressen. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzdrukken oder nach Rücksprache zu kürzen.

## **Redaktionsanschrift:**

Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.

c/o Ulrike Ludwig

Fichtenstr. 5

01097 Dresden

E-Mail: [ulrike-ludwig@freenet.de](mailto:ulrike-ludwig@freenet.de)

URL: <http://www.amg-fnz.de/zeitschrift.php>

**Redaktionsschluss für Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit  
10 (2005) Heft 1: 19.02.2006**

© Universitätsverlag Potsdam

ISSN 1617-9722

## *Editorial*

Liebe Mitglieder, sehr geehrte Leserinnen und Leser!

Bitte erlauben Sie mir, dass ich mich an dieser prominenten Stelle stellvertretend für den gesamten Vorstand unseres Arbeitskreises noch einmal ganz herzlich beim Redaktionsteam für die Erstellung der vorliegenden Ausgabe der Zeitschrift bedanken darf. Im Laufe der letzten Jahre ist es den derzeit fünf Redakteurinnen und Redakteuren gelungen, das für die Außendarstellung unseres Arbeitskreises so wichtige Vereinsorgan von einem kleinen, ambitionierten Heftchen zu einer veritablen, auch außerhalb Deutschlands vielfach rezipierten Fachzeitschrift zu machen. Insgesamt hat unser Arbeitskreis seit seiner Gründung vor nunmehr zehn Jahren einen deutlich erkennbaren Professionalisierungsschub erfahren - dies zeigt nicht zuletzt die Tatsache, dass Sie mit der vorliegenden Ausgabe immerhin schon den zweiten Teilband des 9. Jahrganges unserer Zeitschrift in den Händen halten. Dennoch hat sich die Aufbruchstimmung der ersten Jahre keineswegs verflüchtigt. Diese zeigt sich in besonderem Maße nicht nur im nicht nachlassenden Engagement der zum Teil schon über Jahre hinweg ehrenamtlich und unermüdlich tätigen Redakteurinnen und Redakteure, sondern auch in der fruchtbaren und kollegialen Zusammenarbeit zwischen Vorstand und Redaktionsteam. Es ist der Wunsch des Vorstandes, dass diese Aufbruchstimmung, welche den Arbeitskreis zu einem lebendigen und attraktiven Forum - insbesondere auch für jüngere Historikerinnen und Historiker - gemacht hat und noch immer macht, weiter anhält.

Eigentlich sollte diese Ausgabe bereits früher erscheinen, doch wie leider öfter in den vergangenen Jahren haben zahlreiche Unwägbarkeiten dazu geführt, dass sie erst spät in die Produktion gegeben und ausgeliefert werden konnte. Dem Redaktionsteam ist es meiner Meinung nach dennoch wieder in gewohnt engagierter Weise gelungen, eine attraktive und spannende Ausgabe unserer Zeitschrift zu präsentieren. Hierfür sei ihnen herzlich gedankt! Besonders hinweisen möchte ich auf die Aufsätze von Stefan Kroll, Matthew Glozier und Michael Hochedlinger. Unser langjähriges Mitglied Stefan Kroll erinnert mit seinem einführenden Beitrag über die Autobiographie eines kursächsischen Fouriers aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nochmals an das vor einiger Zeit begonnene Projekt der Edition von militärgeschichtlichen Quellen auf der Homepage unse-

res Vereins ([www.amg-fnz.de/quellen.php](http://www.amg-fnz.de/quellen.php)). Die Möglichkeit, schwer zugängliche Quellen in den schier unermesslichen Weiten des WWW für Forschung und Lehre in digitalisierter Form bereitzustellen, sollte in Zukunft vermehrt von Seiten der Mitglieder genutzt werden - gerade auch angesichts zunehmend fehlender finanzieller Ressourcen für editorische Großprojekte. Mit dem englischsprachigen Aufsatz von Matthew Glozier zeigt sich die allmähliche weltweite Vernetzung militärhistorischer Forschung. Die Studie des australischen Militärgeschichtlers über hugenottische Offiziere in europäischen Armeen knüpft an die noch jungen Beziehungen des Arbeitskreises zur renommierten „Huguenot Society of Great Britain and Ireland“ an, welche ihren ersten Niederschlag im Besuch und Vortrag der irischen Historikerin Vivien Costello auf der diesjährigen Jahrestagung in Tübingen gefunden hat. Die internationalen Forscherkontakte des Arbeitskreises zu militärhistorisch arbeitenden Vereinen, Organisationen und Lehrstühlen sollten weiterhin sukzessiv ausgebaut werden. Wie fruchtbar solche über Deutschland hinaus wirkenden Netzwerke sein können, zeigt nicht zuletzt die enge Kooperation mit Österreich - namentlich mit Michael Hochedlinger, der schon früher wichtige Beiträge für unsere Zeitschrift beigesteuert hat. Sein aktueller Forschungsbericht beinhaltet nicht nur die Beschreibung der wichtigsten Bestände zur österreichischen Militär- und Kriegsgeschichte im Kriegsarchiv des Österreichischen Staatsarchivs in Wien, sondern gibt zudem nebenher einen knappen Überblick über die historische Entwicklung und den aktuellen Stand der Militärgeschichtsforschung in Österreich, setzt mithin die in früheren Ausgaben unserer Zeitschrift veröffentlichten Überblicksdarstellungen von Claudio Donati, Mikko Huhtamies, Ralf Pröve, Peter Wilson und anderen fort. Es ist überlegenswert, ob in den nächsten Jahren - freilich in unregelmäßigen Abständen und in lockerer Form - gezielt um Beiträge von Archivaren geworben werden sollte, welche nach dem Muster Hochedlingers systematisch militärhistorisch relevante Archivbestände beschreiben. Hier wäre ein weiteres Feld, auf dem sich unsere Zeitschrift und damit unser Arbeitskreis in der Zukunft profilieren könnte.

Im Namen des Vorstandes wünsche ich ihnen einen ruhigen Ausklang des Jahres und ein erfolgreiches neues Jahr und verbleibe mit den besten Wünschen

Matthias Asche (Tübingen/Jena)

# INHALT

## BEITRÄGE

*Matthew Glozier*

William of Orange and the reception of Huguenot Soldiers in the Netherlands and Great Britain 1685–1688..... 133

*Stefan Kroll*

Die Autobiographie des kursächsischen Fouriers Friedrich Christian Sohr (1748 bis 1788).  
Einführung zu einer kritischen Edition im Internet..... 146

## PROJEKTE

*Griet Vermeesch*

War, fortified towns and the countryside, Gorinchem and Doesburg (1570-1680)..... 155

## BERICHTE

*Michael Hochedlinger*

„Der schlafende Riese“.  
Das Österreichische Staatsarchiv, Abteilung Kriegsarchiv..... 165

*Ulrike Kleemeier*

„Clausewitz in the 21<sup>st</sup> Century“ (Oxford, 21. bis 23. März 2005)..... 187

*Daniel Krebs*

"War in an Age of Revolution: The Wars of American Independence and the French Revolution, 1775 – 1815" (10. bis 12. März 2005 am Deutschen Historischen Institut, Washington D.C.)..... 192

## REZENSIONEN

*Thomas Fuchs*

Peter Broucek und Kurt Peball, Geschichte der österreichischen Militärhistoriographie, Köln u. a. 2000..... 197

*Heinrich Lang*

Bernd Roeck und Andreas Tönnemann, Die Nase Italiens. Federico da Montefeltro, Herzog von Urbino, Berlin 2005 ..... 199

*Heinrich Lang*

Maurizio Arfaioli: The Black Bands of Giovanni. Infantry and Diplomacy during the Italian Wars (1526-1528). Pisa, 2005 ..... 202

*Olaf Jessen*

Martin Winter, Untertanengeist durch Militärflicht? Das preußische Kantonsystem in brandenburgischen Städten im 18. Jahrhundert, Bielefeld 2005..... 206

*Daniela Feistauer*

Thomas Josef Mitterecker, Das Erzstift Salzburg im Zweiten Koalitionskrieg. Kämpfe - Besetzung - Folgen, Frankfurt/Main 2001 ..... 210

ANKÜNDIGUNGEN

Graduiertenworkshop 28. Januar 2006, „Institutionelle Ordnungen, Schrift und Symbole“Europäisches Graduiertenkolleg 625 „Institutionelle Ordnungen, Schrift und Symbole“ ..... 213

Forschungskolloquium: Neuere Forschungen zur Militärgeschichte, Universität Potsdam, Wintersemester 2005/6215

Autorenverzeichnis..... 216

Veröffentlichungen des AMG ..... 217

# BEITRÄGE

**Matthew Glozier**

## William of Orange and the reception of Huguenot Soldiers in the Netherlands and Great Britain 1685–1688<sup>1</sup>

This article examines the relationship between Huguenot soldiers and William III, Prince of Orange, between the Revocation of the Edict of Nantes in 1685 and the Glorious Revolution of 1688. It has traditionally been accepted that many of the Huguenot refugees who fled France, following the Revocation (and especially those who went to the Netherlands), directly entered military employment in their places of refuge. However, scant evidence exists for this assertion between the Revocation and the Glorious Revolution of 1688. Despite a tradition which insists that they were employed eagerly, there is in fact little proof that any but some unrepresentative few were taken-on in Britain or the Netherlands between 1685 and 1688.

In fact, most of the Huguenots associated with Dutch service before 1689, served in but a few regiments, when William issued commissions to 54 officers in his Blue Guards. Another 34 refugees joined his Life Guards.<sup>2</sup> Foreshadowing this event, some companies of Huguenot refugee officers were attached to Dutch regiments, but their number and nature is virtually impossible to deduce. In the same way, the assertion that the principle Dutch fortresses ‘were used as so many *depôts* for such officers and soldiers as continued to take refuge in Holland’, is true only in so far as some Huguenot gentlemen could be found in each between 1685 and 1688.<sup>3</sup> Undoubtedly, the Netherlands was a hot-bed of French Protestant ex-officers all eager to join with William to attack France or its satellites of interest.<sup>4</sup> Significantly, this included Great Britain, with its

---

<sup>1</sup> This paper summarizes one of the main points made in my book: *The Huguenot Soldiers of William of Orange and the Glorious Revolution of 1688: The Lions of Judah*, Brighton Portland 2002.

<sup>2</sup> Charles Lart, *The Huguenot Regiments*, in: *Proceedings of the Huguenot Society of Great Britain and Ireland* 9 (1911) pp. 482–498, here pp. 480–481; John Childs, *The Army, James II and the Glorious Revolution* Manchester 1980, p. 175.

catholic king, James II.

Of those Huguenot refugees who attained military employment in the Netherlands between 1685 and 1688, it has been said:

“[They] formed a body ready drilled, either to fight the cause of freedom on the battlefield, or to guide public opinion by means of the press. Whilst six hundred *gentilhommes* were induced to swell the Prince’s body-guard, four regiments of soldiers were enrolled.”<sup>5</sup>

Masson here conflates William’s actions between 1685 and 1688, with his creation of our fully-fledged Huguenot regiments in 1689. The mistake is typical of the historiographical myths that have grown up around the service given to William by Huguenot soldiers. Their genuine usefulness and important place in his struggle have blinded many researchers to the finer points of their employment and reception by the armies of Britain and the Netherlands.

One reason for not employing them immediately might have been the fact that French drill differed from the Dutch version. Huguenots seeking military employment would first have had to serve as volunteers, in order for them to learn Dutch drill, before they could be employed in the Dutch Army.<sup>6</sup> However, no refugee Huguenot officers appear to have been immediately or eagerly employed in Dutch service. And while a few were lucky enough to be offered positions in various Dutch regiments, most refugee officers were forced to cool their heels, without military employment, until the eve of William’s embarkation for Great Britain.

Only when it became clear in mid-1688 that the prince’s aims would be

---

<sup>3</sup> For example, after escaping to the Netherlands in 1687, Dumont de Bostaquet found his brother-in-law, Monsieur de Moncornet, in garrison at Maastricht: Glozier, *Huguenot Soldiers* (n. 1), p. 64; Samuel Smiles, *The Huguenots: Their Settlement, Churches and Industries in England and Ireland*, London 1895, p. 198.

<sup>4</sup> Compares Dianne Ressinger, *Au Réfugié: Huguenot Officers in The Hague, 1687*, in: Matthew Glozier, David Onnekink (ed.), *War, Religion and Service: Huguenot Soldiering, 1685–1713*, Aldershot, forthcoming 2006.

<sup>5</sup> George Masson, *The Huguenots: A Sketch of their History from the beginning of the Reformation to the Death of Louis XIV*, London 1882, pp. 154–155.

<sup>6</sup> Compares drill instructions contained in Thomas Pluncket, *The Character of a Good Commander: Together with a short commendation of the famous Artillery (more properly Military) Company of London: also a brief Encomium on the Duke and worthy Prince Elector of Brandenburg: lastly, plain dealing with treacherous dealers: whereunto is annexed the general exercise of the Prince of Orange’s Army*, London 1689.



backed, or at least tolerated, by the anti-*Stadholder* and, occasionally, pro-French States Party in the Netherlands, was he in a position to facilitate the rapid creation of a number of Huguenot volunteer companies designed to be attached to existing Dutch regiments. Each of these new companies was to be manned exclusively by French Protestants. Two companies of French cadets – volunteers who, generally, enjoyed noble status – had indeed been raised as early as 1686, but they contained no more than 50 Frenchmen each.<sup>7</sup> Furthermore, William of Orange did attempt to maintain some other Huguenot officers on pensions between 1685 and 1688, but their number was small by comparison to later pension lists that groaned with the veterans of his Irish campaign (1689–91).<sup>8</sup> These efforts can in no way be construed as representing a general swelling of the Dutch Army with Huguenots between 1685 and 1688.

Though few of the Huguenots who fled to the Netherlands after the Revocation were themselves immediately commissioned, they found in the Dutch Republic a number of resident pre-Revocation Huguenots already holding commissions in the Dutch Army.<sup>9</sup> Indeed, Huguenots were a prominent part of the Dutch Army before 1685, and links between William of Orange, some of his closest friends, and the Huguenot soldiers who served in the Netherlands, were strong before the Revocation.<sup>10</sup> Many Dutchmen served in predominantly French regiments in the Netherlands, and there were many French soldiers scattered throughout the Dutch regiments of the United Provinces' army. A small number of

---

<sup>7</sup> The first company of cadets was commanded by Charles de Cosne de Chauvernay, while the second was commanded by Daniel de Rapin. An additional company was commanded by Antoine de Houx, Seigneur d'Espinolles. Jean Guichard, Marquis de Peray, was appointed Commander-in-Chief of all three companies: *Het Staatsche Leger, 1568–1795*, ed. F. J. G. Ten Raa, François de Bas and Jan Willem Wijn, Breda/The Hague 1911–1964, vol. VI, pp. 216. Daniel was the cousin of the Huguenot historian Paul Rapin de Thoyras, who joined him in this regiment of Cadets c. 1687: Hugh Trevor-Roper, *A Huguenot Historian: Paul Rapin*, in: Irene Scouloudi (ed.), *Huguenots in Britain and their French Background, 1550–1800*, London 1987, p. 6.

<sup>8</sup> J. W. Verburgt (ed.), *Liste des pensions des Officiers Français refugies, d'après la resolution des Etats Generaux. 1683–1689. 1697. 1698. 1700. 1717*, in: *Inventaire des Archives Wallonnes, Bibliothèque Wallonne*, 1950.

<sup>9</sup> Issac Dumont de Bostaquet is the exception: compares Dianne Ressinger, *Good faith: the military and the ministry in exile, or the memoirs of Isaac Dumont de Bostaquet and Jaques Fontaine*, in: Randolph Vigne, Charles Littleton (eds), *From Strangers to Citizens. The Integration of Immigrant Communities in Britain, Ireland and Colonial America, 1550–1750* Brighton Portland 2001, pt. 8, *Huguenots in Ireland*, pp. 451–462.

these Frenchmen were Roman Catholic, but the majority of them were Huguenots.<sup>11</sup> In this way, many Huguenot military families served William of Orange and the Dutch Republic throughout the last quarter of the century.<sup>12</sup>

There are many instances of the permeation of Huguenots throughout the regiments of the Dutch Army before 1685. Indeed, French Huguenots could be found serving in its most prestigious regiments throughout the 1670s and 1680s.<sup>13</sup> On the eve of the Glorious Revolution, many of the Dutch Republic's allied regiments also contained veteran French soldiers.<sup>14</sup> The army of Brandenburg, for example, employed over 600 Huguenot officers, losing those it could not accommodate to the Dutch Army when Marshal Schomberg entered openly into Netherlands service in the middle of 1688.<sup>15</sup> The fate of the large number of Huguenots who remained in Brandenburg is beyond the scope of this paper.<sup>16</sup>

---

<sup>10</sup> For example, long before 1685, William Bentinck had established himself in the Huguenot regiment of Paul de La Baye du Theil. First raised in 1672, the regiment contained both Dutch and French officers. Bentinck was appointed lieutenant-colonel of the regiment in 1677, when he succeeded Paulus van Alkemade. In 1683 he was replaced in that position by Louis Mirleau d'Illiers, Marquis de Rhodes, and in 1687, Rhodes was succeeded by yet another Huguenot, Pierre Solbert de Marsilly: Glozier, *Huguenot Soldiers* (n. 1), compares chs 4 and 5.

<sup>11</sup> *Het Staatsche Leger* (n. 7), vol. VI, pp. 239, 242; William Manchée, *Huguenot Soldiers and their Conditions of Service in the English Army*, in: *Proceedings of the Huguenot Society of Great Britain and Ireland* 16 (1938–1941), pp. 233–265, here pp. 234, 265.

<sup>12</sup> William Shaw, *The Irish Pensioners of Huguenot Regiments*, in: *Proceedings of the Huguenot Society of Great Britain and Ireland* 6 (1901), pp. 295–326, here p. 304; *Het Staatsche Leger* (n. 7), vol. VI, p. 233.

<sup>13</sup> *Algemeen Rijksarchief* (The Hague), *Commissijboek, 1681–1691*, p. 315; *Het Staatsche Leger* (n. 7), vol. VI, pp. 190, 297, 300.

<sup>14</sup> Two of the four Hanoverian regiments attached to the Dutch Army were commanded by Huguenots. By 1694, the First Regiment of Hanoverian infantry in Holland was commanded by Colonel du Pont, and the Second Regiment by Louis de Saint-Pôl des Estangs: *Het Staatsche Leger* (n. 7), vol. VI, pp. 374, 361–364. Several of the Brunswick–Lüneburg–Zell regiments in Dutch service contained Huguenots, and in 1688 four out of a total of 10 of these regiments, were commanded by Frenchmen. Colonel du Boisdauid (a Catholic) commanded the First Regiment of infantry, the Huguenot Colonel de La Motte the Fourth Regiment, Colonel Gabriel de Malorti, Seigneur de Villers, the regiment of dragoons and Henri du Tour de Pibrac the Second Regiment of infantry, which later served in Spain. De La Motte's regiment was entirely French, save for one Scottish major, who entered it in 1694: *Het Staatsche Leger* (n. 7), vol. VI, pp. 374, 361–364.

<sup>15</sup> Cf. R. Wiebe, *Untersuchung über die Hilfeleistung der deutschen Staaten für Wilhelm III. von Oranien im Jahre 1688*, Göttingen 1939.

Shortly before his forces departed the Netherlands for Britain in 1688, William of Orange made a request for volunteers to accompany him, from among Dutch-based Huguenots. The Huguenot refugee, Isaac Dumont de Bostaquet, says that William invited the ablest among the French gentlemen to join with him in the invasion. Dumont de Bostaquet was one of a large number of Huguenots who responded eagerly to the invitation, and he was one of the few successful applicants, securing a captain's position in the Blue Dragoons. It was only at this late stage that 54 Huguenots were incorporated into the Blue Dragoon regiments. The available data on post-Revocation Huguenot refugee employment in the Dutch Army, confirm the fact that Huguenots appeared in the Blue and Red Dragoons and in William of Orange's Life Guards only on the eve of the Glorious Revolution.<sup>17</sup>

Of the 88 Huguenots thus appointed by William of Orange to the Blue Dragoons and to his Life Guards, the careers of only 15 can be traced before 1688.<sup>18</sup> While it might be assumed that the other 23 later joined the Huguenot regiments raised (on 1 April 1689) by William in Britain for his war in Ireland, it is virtually impossible to trace them in records before that date. It should, therefore, be clear that post-Revocation Huguenot refugees did not constitute a large or significant group of commissioned officers in the Dutch Army in the period between 1685 and the Glorious Revolution of 1688.

John Childs has estimated that William commanded more than a 1.000 Huguenot officers, constituting 10 per cent of his entire officer *corps*. This

---

<sup>16</sup> Erik Amburger, *Die Anwerbung ausländischer Fachkräfte für die Wirtschaft Rußlands vom 15. bis ins 19. Jahrhundert*, Wiesbaden 1968; Meta Kohnke, *Das Edikt von Potsdam zu seiner Entstehung, Verbreitung und Überlieferung*, in: *Jahrbuch für Geschichte des Feudalismus* 9 (1985), pp. 241–275; Jean Erman, *Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés française dans les états du roi*, Berlin 1782, vol. I; A. Ruiz, *Une famille Huguenote du Brandenbourg au XVIIIe siècle: Les Thérémin*, in: *Revue d'Allemagne* 14, 2 (1982), pp. 217–228; Thomas Schmidt, Helmut Schnitter, *Die Hugenotten in der brandenburgisch-preußischen Armee*, in: *Militärgeschichte* 24 (1985), pp. 233–239; Marie Magdeleine, *Le refuge: Le role de Francfort-sur-le-main*, in: *Bulletin de la société de l'histoire du Protestantisme française* 131, 4 (1985), pp. 485–494; Uta Janssens, *Jean Deschamps (1709–1767) and the French colony in Brandenbourg*, in: *Proceedings of the Huguenot Society of Great Britain and Ireland* 23, 4 (1980), pp. 227–239.

<sup>17</sup> This is based, primarily, on the Dutch commission books; see the references to these throughout the footnotes of this paper.

<sup>18</sup> Glozier, *Huguenot Soldiers* (n. 1), pp. 63–66.

can be taken as a relevant comment only *after* 1688, when that prince was in a position to offer commissions in a sprawling Anglo–Dutch force to the vast majority of these soldiers.<sup>19</sup> While the significance of the post–Revocation refugees in the Dutch Army belongs to the decade of the 1690s, it is clear that many such refugee volunteers did accompany William to Britain in his 1688 invasion force. Their number is evidenced by the speedy creation of the Huguenot regiments for William’s Irish campaign.

A leading figure among them, who accompanied William to Britain as his second–in–command, was Frederick Herman von Schomberg.<sup>20</sup> Being a truly international figure, Schomberg felt at home in both England and France, having taken a Huguenot bride as his second wife, while maintaining strong links with members of his English mother’s family.<sup>21</sup> After the Revocation, he departed French service (on 11 March 1686) on good terms with Louis XIV, and retired to Portugal, but, soon thereafter, he applied for employment to the Elector of Brandenburg. Attempts to seduce or buy Schomberg into Dutch service soon followed.<sup>22</sup>

Louis XIV’s regret at losing a loyal servant and a good general was genuine. However, the French king’s goodwill towards Schomberg evaporated upon the death of the Elector Frederick William (on 9 May 1688) whose successor, Frederick III, was anti–French. His father’s death left the new Elector free to pursue a strongly anti–French policy, in which Schomberg participated.<sup>23</sup> In 1687, Schomberg departed Brandenburg to serve William and the Dutch Republic. He took with him only those Huguenot refugees who had not already secured employment in Prussia, leaving behind a significant number that had.<sup>24</sup> Many more remained to fight

---

<sup>19</sup> John Childs, *The British Army of William III*, Manchester 1987, p. 134.

<sup>20</sup> Camille Rousset, *Histoire de Louvois*, Paris 1879, vol. IV, p. 115.

<sup>21</sup> Letters from George Carew to Sir Thomas Roe: Ambassador to the Court of the Great Mogul, 1615–1617, ed. John MacLean, London 1860, pp. 6, 21, 41; George Cokayne, *The Complete Peerage*, ed. Geoffrey White, London 1949, vol. XI, pp. 522–523; Matthew Glozier, *Marshal Schomberg, 1615–1690: “the ablest soldier of his age”*: International Soldiering in Seventeenth–Century Europe, Brighton Portland 2005, ch. 7 “Revocation”.

<sup>22</sup> Glozier, *Marshal Schomberg* (n. 21), pp. 115–116.

<sup>23</sup> Rousset, *Histoire de Louvois* (n. 20), vol. IV, p. 115 n1.

<sup>24</sup> Archives du ministère des affaires Etrangères, Quai d’Orsay (Paris), Cahiers Politiques Hollande 1656, 1688 Septembre – Decembre, despatches D’Avaux, pp. 302–318, d’Avaux to Louis XIV, 28 October 1688. I am indebted to Dr. David Onnekink for this reference.

under the Elector Frederick in several notable actions, playing no role in William's invasion.<sup>25</sup>

In England, the role of Huguenot soldiers has been similarly misinterpreted. When he became king, Britain's James II did little to cover his Catholic objectives, despite the bogey-man image which Roman Catholicism possessed in Britain. Fears of increased Catholic interest at home were enhanced by stories of the French king's persecution of Protestants in France, and this aggravated many Britons, who tended to have a good knowledge of the Huguenots and their sufferings. The stream of Huguenot refugees entering Britain throughout the 1680s – especially in the peak-year of 1687 – ensured the speedy distribution of information about their persecution in France, in print and through gossip. In this atmosphere, King James's aversion to Huguenot refugees was affected by his need to maintain the good will of his subjects, most of whom felt pity for the plight of the poor French Protestants. James's actions towards the Huguenots were, however, highly ambivalent, and this is nowhere more apparent than in his treatment of Huguenot soldiers in Britain.

In September 1688, King James offered a concession to Huguenot refugees in the form of military employment in a regiment of dragoons to be commanded by a well-connected nobleman, Armand de Bourbon, Marquis de Miremont. However, it was well understood that the unit was to serve far outside Britain.<sup>26</sup> It was to fight against the Ottoman Turks, in Emperor Leopold I's army in Hungary.<sup>27</sup> Miremont undoubtedly owed the king's favour to the fact that his uncle – the pro-Stuart Huguenot Louis de Durfort-Duras, second Earl of Feversham – was one of James II's favourites, and also Commander-in-Chief of the English Army.<sup>28</sup> Though firmly allied to the Stuart interest, Feversham was the central

---

<sup>25</sup> Glozier, *Marshal Schomberg* (n. 21), p. 116.

<sup>26</sup> The regiment was raised on 22 September 1688: Childs, *The Army, James II and the Glorious Revolution* (n. 2), pp. xi, 33; Lart, *The Huguenot Regiments* (n. 2), pp. 479, 525.

<sup>27</sup> Robin Gwynn, *The Huguenot Heritage: The History and Contribution of the Huguenots in Britain*, London, 1985; second revised edition, Brighton Portland 2000, p. 131.

<sup>28</sup> Feversham was himself a nephew of Marshal Turenne, whom James held to be "one of the men in this world I am most obliged to": Rex Whitworth, 1685 – James II, *The Army and the Huguenots*, in: *Journal of the Society for Army Historical Research* 63 (1985), pp. 130-137, here p. 130; *The Memoirs of James II: His Campaigns as Duke of York, 1652-1660*, ed. Arthur Lytton Sells, London 1962, p. 222.

figure in a network of prominent Huguenot refugees in London, and during James's short reign, the earl played host to his French in-laws at his London home at Somerset House.

In fairness to the British king, it should be mentioned that the Empire offered the *only* contemporary employment in Europe to soldiers-for-hire. James II (in the words of John Childs), 'was well aware of the lean times which a spell of general European peace brought to mercenary officers and men'.<sup>29</sup> However, the truth is that service in far-flung Eastern Europe was perceived to be a form of banishment, proving that practicality and expediency could be combined to rid his kingdom of embarrassing or potentially troublesome military forces which, in practice, helped James to ease anti-army fears in the British Isles.<sup>30</sup>

King James had little reason, beyond his own prejudices, to doubt the loyalty of Miremont and his officers. The nobleman's proximity to the Earl of Feversham was a powerful statement in his favour, as was the fact that several Huguenot gentlemen had already expressed a strong, and presumably sincere, desire to serve the king's late brother, Charles II. In 1683 – the year of the great siege of Vienna – a group of Huguenot gentlemen drafted a letter to King Charles, in which they claimed to have been 'stripped for their religion's sake of their employment [in France]'.<sup>31</sup> They said they had come to Britain 'to offer their hearts, their swords and their whole persons' in faithful service.<sup>32</sup> Thus was the strength and

---

<sup>29</sup> Childs, *The Army, James II and the Glorious Revolution* (n. 2), p. 19.

<sup>30</sup> Only a few years earlier (in 1684), the anti-Catholic Whig faction at the English court had suggested that one of Charles II's Roman Catholic favourites, the Scottish Earl of Dumbarton, should be sent thither. He was to be joined by a gaggle of Catholics, to purge the army of "Popery". His obvious involvement in military and civil affairs under Charles II was such that Dumbarton was targeted by the anti-Catholic Whig faction at the English court. They whispered "that my Lord Dumbarton and my Lord Dartmouth, and several other persons suspected of Popery and the French interest [should] be forbidden [from the] Court and dismissed from the king and confidence or else sent into the Emperor's service": Spy to Preston, 9 September 1684, printed in Historical Manuscripts Commission, *Report and Appendix*, London 1879, vol. I, p. 395b; Karl Roider, *Origins of Wars in the Balkans, 1660–1792*, in: Jeremy Black (ed.), *The Origins of Wars in Early Modern Europe*, Edinburgh 1987; Public Record Office (now National Archives), London, State Papers 63/343/46; CSP Dom., 1682, p. 30; Kenneth Haley, *Shaftesbury*, Oxford 1968, p. 706; Richard Greaves, *Secrets of the Kingdom: British Radicals from the Popish Plot to the Revolution of 1688–1689*, Stanford 1992, p. 97.

<sup>31</sup> Bodleian Library, Rawl. MS D.18, fol. 44. Cited in Bernard Cottret, *The Huguenots in England: Immigration and Settlement, c.1550–1700*, Cambridge 1985, pp. 215–216.

potential of Huguenot loyalty expressed. Despite this, King James suspected that these officers (like all Huguenots and most Protestants in his opinion) were outright republicans. After all, a group of Huguenots had, in the year preceding the petition (in 1682), reportedly been approached by Robert Murray, an agent of the disgraced Whig leader, the Earl of Shaftesbury, to finance an insurrection in Britain.<sup>33</sup>

It is claimed that James II did ‘not disdain the Huguenot contribution’ to his army.<sup>34</sup> The establishment of Miremont’s Dragoons, and the fact that some Huguenots served in the Royal Dragoons and under Lord Dover in the Life Guards, seems to support the notion of the king’s appreciation of the Huguenots’ worth as competent and potentially loyal soldiers. And this was similarly the reason for the sometimes–generous royal support of their academies in London, run by men such as Foubert, Mestre and d’Agard.<sup>35</sup> However, based on the evidence of the 1683 letter, Bernard Cottret says that the ‘Huguenot element in the English army was conspicuous’.<sup>36</sup> In truth, it was anything but conspicuous. Like many historians of the Revocation and Glorious Revolution, Cottret failed to perceive the difference between these scattered groups of French gentlemen refugees in Britain before 1688, and the large bulk of Huguenots who entered Britain with William of Orange after the invasion.

A brief survey of the military careers of some of the signatories of the 1683 petition to Charles II is enough to demonstrate the relative obscurity of all but a very small number of them. Of 19 original signatories, only four later appear on record in Britain as being in any way connected with its army. One of the four – Monsieur Picard – is said to have retired from Britain to the Netherlands, where he sought employment as a caval-

---

<sup>32</sup> Cottret, *The Huguenots in England* (n. 31), p. 216.

<sup>33</sup> Public Record Office, State Papers 63/343/46; *CSP Dom., 1682*, p. 30; Haley, Shaftesbury (n. 30), p. 706 n; Greaves, *Secrets of the Kingdom* (n. 30), p. 97.

<sup>34</sup> Whitworth, 1685 (n. 28), p. 136.

<sup>35</sup> Solomon de Foubert (d. 1696), received £ 100 from Charles II towards the establishment of his academy in Sherwood Street, Piccadilly in 1679; it helped “lessen the expense the nation is at yearly in sending children into France to be taught military exercises”. Both d’Agard’s academy in the Savoy, Strand (established c. 1680), and Mestre’s in Long Acre, next to the White Hart Inn, maintained a valued emphasis on mathematics and its application to geography and navigation, long neglected by similar English establishments: Tessa Murdoch (ed.), *The Quiet Conquest: The Huguenots 1685 to 1985*, London 1985, p. 94.

<sup>36</sup> Cottret, *The Huguenots in England* (n. 31), p. 216.

ry officer.<sup>37</sup> The other three gentlemen – Pierre du Quesne, and Messrs d’Arques and de Jouisse – later obtained commissions in the Huguenot regiments raised by William of Orange for his Irish campaign in 1689.<sup>38</sup> The evidence presented by the careers of these French Huguenot gentlemen suggests that they all left Britain before 1688, to return *via* the Netherlands at the time of the prince’s invasion. This seems to support contemporary reports of Dutch Army recruiters operating in Britain before the invasion.<sup>39</sup> At least one British army officer – Humphrey Oakover – firmly believed that the Dutch ambassador in London was recruiting both Britons and Huguenot refugees resident in Britain, for service in the Netherlands before 1688.<sup>40</sup> Based on these suspicions, King James may well have feared among his French Protestant officers in Britain (what he thought to be) the ‘latent republicanism’ of the Huguenots as a group. In practice, he had little to worry about on this point, as the number of Huguenot officers holding commissions in Britain during his reign was demonstrably small and of little significance.<sup>41</sup> There is another factor suggesting James’s willingness to dispose of Miremont’s Dragoons and Huguenot officers generally. This is the fact that the king had created a Fourth Troop of his Life Guards (on 22 May 1686), with the intention that it would train-up a new generation of loyal, and mostly Catholic, officers for his army.<sup>42</sup> Significantly, there was no suggestion whatsoever that this *corps* should enter the service of the Holy Roman Empire. Ironically, Lord Dover, the Roman Catholic commander of the troop, is said to have sold half the available commissions to refugee Huguenot gentlemen: ‘For if a Turk had come, the 50 guineas had been acceptable to that Lord, the Captain’.<sup>43</sup> But then, Huguenots could drive

---

<sup>37</sup> Smiles, *The Huguenots* (n. 3), p. 200.

<sup>38</sup> *Dublin and Portarlinton Veterans: King William III’s Huguenot Army*, ed. Thomas Le Fanu and William Manchée, Huguenot Society Quarto Series 41, London 1946, p. 34; Shaw, *The Irish Pensioners of Huguenot Regiments* (n. 12), p. 303; Lart, *The Huguenot Regiments* (n. 2), p. 521.

<sup>39</sup> British Library, Add. MS 41,805, pp. 42–43.

<sup>40</sup> British Library, Add. MS 41,805, pp. 42–43.

<sup>41</sup> Among other evidence, witness the scarcity of French (and specifically Huguenot) names in the English army commission books 1685–1688: Charles Dalton, *English Army Lists and Commission Registers, 1661–1714*, 6 vols, London 1892–1904.

<sup>42</sup> Childs, *The Army, James II and the Glorious Revolution* (n. 2), p. x.

<sup>43</sup> Stephen Webb, *Lord Churchill’s Coup: The Anglo–American Empire and the Glorious Revolution Reconsidered*, Syracuse 1995, p. 108.



hard bargains, and Henri de Foubert (son of Solomon, who established a gentleman's academy in London in 1679) secured his place as cornet in the Life Guards due to a bribe of £ 500.<sup>44</sup> Furthermore, Foubert would later, in 1690, act as *aide-de-camp* to Marshal Schomberg at the Boyne in Ireland.<sup>45</sup> Having said this, it is also clear that the Fourth Troop harboured a number of committed Roman Catholics and others deeply loyal to the king. One of the most significant of these men was Patrick Sarsfield, who was later among William's most implacable opponents in Ireland.<sup>46</sup> Stephen Saunders Webb highlights the speed with which the Huguenot officers of the Fourth Troop became devoted subordinates to John, Lord Churchill, the executive officer of the Life Guards.<sup>47</sup> The lack of control exercised by James II over the personnel of the Fourth Troop of his Life Guards is demonstrated by the fact that it not only contained Huguenots but also housed some violent Whigs.<sup>48</sup> The Huguenots of the Life Guards later followed Churchill into the service of William of Orange. They did not, however, create, foster or even significantly aid Churchill's so-called 'conspiracy in the army'.<sup>49</sup> The Huguenots who joined the Fourth Troop were professional gentlemen officers in search of a livelihood, commensurate with their religious faith and social status. They were not, as the British king feared, plotters or violent republicans. Based on the evidence

<sup>44</sup> Thomas Bruce, Earl of Ailesbury, *Memoirs*, ed. William E. Buckley, Roxburgh Club, Edinburgh 1890, vol. I, pp. 128–129; Childs, *Army of Charles II* (n. 19), pp. 65–66.

<sup>45</sup> *The Quiet Conquest* (n. 35), p. 94.

<sup>46</sup> There was a fairly even mix of latent Williamite and Jacobite soldiers in the Fourth Troop in the years immediately preceding William's invasion: John Kinross, *The Boyne and Aughrim: The War of the Two Kings*, Gloucestershire 1997, p. 31.

<sup>47</sup> Whitworth, 1685 (n. 28), p. 130; Ailesbury, *Memoirs* (n. 44), vol. I, pp. 130–131; George Arthur, *The Story of the Household Cavalry*, London 1909–1926, vol. I, p. 202; Francis Hare, *Bishop of St. Asaph and Chichester, The Conduct of the Duke of Marlborough during the Present War*, London 1712, p. 12; Webb, *Lord Churchill's Coup* (n. 43), p. 108.

<sup>48</sup> One of these was Richard Savage, Viscount Colchester. This nobleman left Lord Churchill's direct command in the Third Troop in order to take a commission in the Fourth – presumably with the intention of consolidating anti-Jacobite feeling within the *corps*. Colchester eventually became lieutenant-colonel of the Life Guards. He was also the representative of the "Treason Club", being one of the first of James II's officers to desert to William of Orange when the prince arrived in 1688: he took 60 veterans of the Life Guards with him: Webb, *Lord Churchill's Coup* (n. 43), p. 178; Dalton, *Army Lists and Commission Registers, 1661–1714* (n. 41), vol. II, pp. 75, 115, 228–229; Kinross, *The Boyne and Aughrim* (n. 46), p. 31.

<sup>49</sup> Webb, *Lord Churchill's Coup* (n. 43), p. 108; Whitworth, 1685 (n. 28), p. 130; Ailesbury, *Memoirs* (n. 44), vol. I, pp. 130–131; Arthur, *The Story of the Household Cavalry* (n. 47), vol. I, p. 202; Hare, *The Conduct of the Duke of Marlborough* (n. 47), p. 12.

of their later actions, it is difficult to see any political profile at all among Huguenots employed in the English Army before 1688.

The example of Lord Dover's Company reinforces the problem that faced James II in ensuring the support of his army. However, his attempt to introduce Catholics into his armed forces does not represent a desire to Catholicize the army as a whole. What it does demonstrate is the king's desire to staff his forces with trustworthy and dependable subjects upon whom he hoped he could rely. Even on the eve of the Glorious Revolution, no more than 1,000 out of 18,000 soldiers, or less than 10 per cent of the English Army, were Roman Catholic.<sup>50</sup> The number of Huguenots employed elsewhere in James's army was meagre by comparison even to this small figure. Besides those already mentioned, Edward Fox's infantry regiment contained some Huguenot officers, and there were six Frenchmen in the Royal Dragoons and a further nine in the Earl of Macclesfield's Horse.<sup>51</sup>

Between 1685 and 1688, the armies of the Dutch Republic and Great Britain, contained numerous Huguenot officers. However, few of them were post-Revocation refugees, of the sort who might be eager to exact revenge upon Louis XIV or conspire to that end. Many had been employed before 1685, and they, like the small number of their compatriots who joined them before the Glorious Revolution, enjoyed a well-deserved reputation as competent professional soldiers. Consequently, the few post-Revocation Huguenot soldiers employed anywhere between 1685 and the 1688 can scarcely be described as a 'conspicuous' element in any of these armies. In the Netherlands alone, did post-Revocation Huguenots play a part in military affairs worthy of their ability and potential in general, but, even in the Dutch Republic, it was circumstances beyond their control that conspired to thrust them into a position of prominence. The Glorious Revolution of 1688, and William's subsequent Irish campaign in particular – not the few years between the Revocation and the Revolution

---

<sup>50</sup> Whitworth, 1685 (n. 28), p. 136.

<sup>51</sup> Macclesfield maintained close associations with some Huguenots and Abraham de Moivre dedicated to the earl his *Annuities upon Lives* (London, 1725): Childs, *The British Army of William III* (n. 19), p. 134; Graham Gibbs, *Huguenot Contribution to England's Intellectual Life, and England's Intellectual Commerce with Europe, c.1680–1720*, in: Scouloudi (ed.), *Huguenots in Britain and their French Background* (n. 7), pp. 29, 40.

– was the making of the Huguenots as an international military group in the post–Revocation era.

## Stefan Kroll

### Die Autobiographie des kursächsischen Fouriers Friedrich Christian Sohr (1748 bis 1788). Einführung zu einer kritischen Edition im Internet

Vor einiger Zeit hat der Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit damit begonnen, auf seiner Website im Internet Editionen militärgeschichtlicher Quellentexte zu veröffentlichen.<sup>1</sup> Als Alternative zur gedruckten Version hat die frei zugängliche elektronische Form der Publikation („Open Access“) verschiedene Vorteile: Der finanzielle Aufwand ist kaum nennenswert, wobei der Umfang der editierten Texte in technischer Hinsicht praktisch keinen Begrenzungen unterliegt. Faksimiles der Originalseiten können einbezogen und in der Regel nach Belieben vom Nutzer vergrößert und ausgedruckt werden. Außerdem besteht die Option, den elektronischen Text nach beliebigen Begriffen oder Zeichenkombinationen zu durchsuchen. Ebenso können etwaige Fehler auch nach der Veröffentlichung ohne großen Aufwand durch Aktualisierungen bereinigt werden. Schließlich ist davon auszugehen, dass gut platzierte und bekannt gemachte Internet-Publikationen einen größeren Kreis von Interessierten erreichen als die häufig besonders teuren gedruckten Quelleneditionen. Andererseits stoßen digitale Publikationen im Internet gerade unter Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlern immer noch auf erhebliche Vorbehalte – vor allem gelten ihr Renommee und ihr Verbreitungsgrad gegenüber den etablierten Formen der Veröffentlichung als deutlich geringer. Nicht zuletzt die Ergebnisse einer jüngst von der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Auftrag gegebenen Studie zeigen jedoch, dass mittlerweile auch hier ein Wandlungsprozess begonnen hat.<sup>2</sup> So ist zu erwarten, dass die Akzeptanz elektronischer Publikationen insgesamt in näherer Zukunft auch in den Geisteswissenschaften deutlich zunehmen wird.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> [www.amg-fnz.de/quellen.php](http://www.amg-fnz.de/quellen.php).

<sup>2</sup> Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hrsg.), *Publikationsstrategien im Wandel? Ergebnisse einer Umfrage zum Publikations- und Rezeptionsverhalten unter besonderer Berücksichtigung von Open Access*, Weinheim 2005 (Online-Version unter [www.dfg.de/lis](http://www.dfg.de/lis) – letzter Aufruf: 5.10.2005).

Im Jahre 1788 veröffentlichte der Verlag Fickelscherer in Görlitz unter dem Titel „Meine Geschichte“ die Autobiographie eines Unbekannten.<sup>4</sup> Bis auf den Anfangsbuchstaben „S“ auf der Titelseite und die Buchstabenkombination „S–r.“ am Ende der letzten (174.) Druckseite bleibt der Verfasser anonym. Der Titel und die unscheinbare äußere Aufmachung lassen zunächst keinen näheren Aufschluss zum Inhalt des Buches zu. Bei eingehenderer Lektüre offenbart sich jedoch recht bald, dass die Veröffentlichung einen erheblichen Wert für die militärgeschichtliche Forschung zum 18. Jahrhundert besitzen könnte, denn der Urheber, ursprünglich ein Kaufmannsgehilfe, schildert in seiner Autobiographie insbesondere seine Erlebnisse als Fourier<sup>5</sup> bei der kursächsischen Armee in den Jahren 1775 bis 1784 sowie (auf mehr als 70 Seiten) die daran anschließenden Erfahrungen als Deserteur in Österreich. Während mittlerweile auch von Unteroffizieren und einfachen Soldaten eine ganze Reihe autobiographischer Aufzeichnungen aus dem 18. Jahrhundert in edierter Form vorliegt,<sup>6</sup> sind ausführliche Selbstzeugnisse von Deserteurern aus dieser Zeit äußerst selten.<sup>7</sup> Insbesondere aus diesem Grund habe ich mich dazu entschlossen, die Autobiographie des Fouriers nochmals als Edition im Internet zu veröffentlichen, obwohl sie bereits seit 1788 gedruckt vorliegt.<sup>8</sup> Eigene Forschungen zur Geschichte kursächsischer Soldaten und eine darauf basierende, recht gute Kenntnis der Quellenlage

---

<sup>3</sup> Vor diesem Hintergrund möchten die Verantwortlichen der AMG-Website alle Interessierten ausdrücklich dazu auffordern, geeignete Quellentexte zur Publikation innerhalb des Internet-Auftritts des Arbeitskreises einzureichen. Als Ansprechpartner (und Berater in technischen Fragen) fungieren die Webmaster des AMG, zurzeit Norbert Winnige und Stefan Kroll. An einer Optimierung der Seiten wird gearbeitet.

<sup>4</sup> S., *Meine Geschichte*, Görlitz 1788.

<sup>5</sup> Der Fourier war als Fach- und Funktions-Unteroffizier für die Versorgung und Unterbringung zuständig, erledigte Schreib- und Verwaltungsaufgaben und fungierte als Kassenwart der Kompanie.

<sup>6</sup> Hervorgehoben seien: Johann Jacob Dominicus, *Aus dem siebenjährigen Krieg: Tagebuch des preußischen Musketers Dominicus; nebst ungedruckten Kriegs- und Soldatenliedern*, hrsg. von Dietrich Kerler, München 1891; Friedrich Christian Laukhard, *Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben*, hrsg. von Karl Wolfgang Becker, Leipzig 1989; Ulrich Bräker, *Sämtliche Schriften, Bd. 1: Tagebücher 1768-1778*, München 1998; ders., *Sämtliche Schriften, Bd. 4: Lebensgeschichte und vermischte Schriften*, München 2000; ders., *Was gehen mich eure Kriege an? Soldatsein unter dem Großen Friedrich*, [o. O.] 1985. Vgl. dazu zuletzt: Jürgen Kloosterhuis, *Donner, Blitz und Bräker. Der Soldatendienst des „armen Mannes im Tockenburg“ aus der Sicht des preußischen Militärsystems*, in: Alfred Messerli, Adolf Muschg (Hrsg.), *Schreibsucht. Autobiographische Schriften des Pietisten Ulrich Bräker (1735-1798)*, Göttingen 2004 (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus, 44), S. 129-187.

ermöglichen neben der Wiedergabe als Faksimile und der Transkription auch eine kritische Edition des Textes.<sup>9</sup> In einem ausführlichen Anmerkungsapparat werden nicht nur heute ungebräuchliche oder unbekannte Begriffe entschlüsselt, sondern darüber hinaus auch in größerer Anzahl inhaltlich weiterführende Erläuterungen und Aufschlüsselungen geboten. Die Edition, die sich nicht unwesentlich auf studentische Vorarbeiten im Rahmen eines Seminars an der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock im Wintersemester 2004/2005 stützt,<sup>10</sup> steht ab Ende 2005 auf der Website des AMG im Internet online zur Verfügung.

Am Anfang der Beschäftigung mit der Autobiographie stand die Frage, wer der Verfasser war, der sich hinter den Abkürzungen „S“ bzw. „S-r“ verborgen hat. Die Abgleichung der von ihm selbst sehr präzise vorgenommenen Angaben zu Zeit und Ort mit anderen Quellen führte sehr schnell zum Ziel:<sup>11</sup> Es handelt sich um Friedrich Christian Sohr, Sohn einer Kaufmannstochter und eines Oberamtsadvokaten (der in Görlitz zugleich als Ratsherr und Kaufmann tätig war).<sup>12</sup>

---

<sup>7</sup> Michael Sikora, *Disziplin und Desertion. Strukturprobleme militärischer Organisation im 18. Jahrhundert*, Berlin 1996 (*Historische Forschungen*, 57), S. 32. Der „berühmteste“ Deserteur des 18. Jahrhunderts ist in der deutschsprachigen Militärgeschichtsschreibung bisher zweifelsohne Ulrich Bräker, der seiner Flucht aus preußischen Diensten während der Schlacht bei Lobositz 1756 ein Kapitel seiner „Lebenserinnerungen“ gewidmet hat. Bräker, *Schriften*, Bd. 4 (Anm. 6), S. 463-469. Auch in seinem zeitnäher, aber wesentlich knapper verfassten und weniger bekannten Tagebuch findet sich die Episode. Bräker, *Schriften*, Bd. 1 (Anm. 6), S. 21 f.

<sup>8</sup> Indes gibt es von der 1788 erschienenen Publikation heute offenkundig nur noch sehr wenige Exemplare. Mir ist bisher nur eines in der Sächsischen Landesbibliothek Dresden und ein weiteres in der Bayerischen Staatsbibliothek München bekannt.

<sup>9</sup> Eine ausführliche Auswertung der Autobiographie habe ich in meiner Habilitationsschrift vorgenommen: Stefan Kroll, *Soldaten im 18. Jahrhundert zwischen Friedensalltag und Kriegserfahrung. Lebenswelten und Kultur in der kursächsischen Armee 1728-1796* (erscheint im Frühjahr 2006 im Schöningh-Verlag, Paderborn).

<sup>10</sup> An der Transkription des Textes, der Entschlüsselung heute ungebräuchlicher Begriffe sowie der Erstellung der digitalen Scans waren als Seminarteilnehmerinnen und -teilnehmer Dirk Frontzek, Simon George, Markus Hartig, Daniel Kötzing, Corinna Schulz, Claas Selck, Carl-Christian Wahrmann, Thomas Winnig und Sarah Wendlandt sowie als studentische Hilfskraft Steffen Ruch beteiligt.

<sup>11</sup> So findet sich seine Angabe über das Engagement als Fourier beim kursächsischen Infanterie-Regiment Le Coq in der entsprechenden Musterungsliste bestätigt. Unter dem 3. April 1775 wird der 27 Jahre alte, 68 Zoll große Friedrich Christian Sohr aus Görlitz, evangelisch und der „Profession“ nach Kaufmann, dort unter den Neuzugängen aufgeführt. Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Musterungslisten, Nr. 898.

Die Autobiographie umfasst den gesamten Zeitraum von Sohrs Geburt am 27. April 1748 bis zur Publikation 1788. Darin behandelt Sohr anfangs die Zeit seiner Kindheit und schulischen Ausbildung. Nachdem er zunächst Privatunterricht erhalten hat, wechselt er auf das Görlitzer Gymnasium, wo er bis zur Vollendung des 16. Lebensjahres bleibt. Anschließend entscheidet sich der Ratsherrensohn trotz des Zuredens seiner Lehrer gegen ein Studium und beginnt stattdessen 1764 eine kaufmännische Lehre in Leipzig, die er 1770 abschließt. Als Handlungsdiener (Kaufmannsgehilfe) ist er weder glücklich noch erfolgreich und kehrt 1771 nach Görlitz zurück. Auch hier kann er jedoch beruflich nicht Fuß fassen, da sich das Geschäft seines Vaters in starkem Niedergang befindet und dieser selbst im Februar 1772 stirbt. Nach verschiedenen vergeblichen Anläufen, sein Auskommen zu erzielen, bewirbt Sohr sich 1775 um die Stelle eines Fouriers bei einem Infanterie-Regiment der sächsischen Armee. Er wird engagiert und nimmt in den Jahren 1778/79 am Bayerischen Erbfolgekrieg teil, über den er in seiner Autobiographie ausführlich berichtet. Einen weiteren Schwerpunkt seiner Lebensbeschreibung stellen die eigene Desertion im März 1784 und die folgenden acht Monate in Prag und Wien dar. Mit Hilfe seines Schwagers gelingt es ihm, Pardon von seinem Regiment zu erhalten, aus dem er nach seiner Rückkehr nach Görlitz aber entlassen wird. Die folgenden Jahre sind schließlich gekennzeichnet von zahlreichen vergeblichen Bemühungen, eine dauerhafte Anstellung zu finden und damit den Lebensunterhalt für sich und seine Familie (seit 1782 ist er verheiratet, seit 1787 Vater einer Tochter<sup>13</sup>)

---

<sup>12</sup> Nach einem genealogischen Auszug aus dem so genannten „Jechtkatalog“ im Ratsarchiv Görlitz handelt es sich bei Sohrs Vater um Friedrich Samuel Sohr (1710-1772). Ich danke Herrn Ratsarchivar Siegfried Hoche für die freundliche Auskunft. Diese Information – und das angegebene Geburtsdatum des Autors – finden ihre Bestätigung durch den Taufeintrag Friedrich Christian Sohrs im Taufregister der Evangelischen Kirchengemeinde St. Peter und Paul in Görlitz. Das bei Gottlieb Friedrich Otto, *Lexicon der seit dem 15. Jahrhundert verstorbenen und jetzt lebenden oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler*, aus d. glaubwürdigsten Quellen möglichst vollst. Zusammengetragen. Bd. 3, Görlitz 1803, S. 303, angegebene Geburtsdatum Friedrich Samuel Sohrs (2.2.1728), kann nicht stimmen, denn als Datum der Dissertation wird dort 1736 genannt.

<sup>13</sup> Diese Angaben finden sich ebenfalls bestätigt in den Tauf-, Trau- und Begräbnisregistern der Evangelischen Kirchengemeinde St. Peter und Paul in Görlitz. Danach heiratete Sohr am 23.1.1782 Juliana Wilhelmina Schillbach, die Tochter eines Souslieutnants beim dritten kursächsischen Kreisregiment. Am 13.1.1787 wurde dem Ehepaar die Tochter Friederica Juliana geboren. Sie starb bereits ein gutes Jahr später, am 20.2.1788.

selbst bestreiten zu können.

Der weitere Lebensweg des Friedrich Christian Sohr liegt trotz unterschiedlicher Bemühungen bisher noch weitgehend im Dunkeln. Einzig ist bekannt, dass er in seiner Görlitzer Heimatgemeinde St. Peter und Paul nach 1788 keine weiteren Kinder taufen ließ und seine Frau bei ihrem Begräbnis in Görlitz am 19. Februar 1819 verwitwet war. Demnach muss Sohr vor diesem Datum gestorben sein, ohne dass sich sein Begräbnis im Kirchenbuch St. Peter und Paul nachweisen lässt. Zumindest im bürgerlichen Leben scheint er nicht wieder Fuß gefasst zu haben, denn der Eintrag zu seiner Witwe im Begräbnisregister der Evangelischen Kirchengemeinde St. Peter und Paul lautet „Friedrich Christian Sohrs, gewesenen Fouriers unter dem Königl. Sächs. Graf Brühl. Infanterie-Regiments nachgel. Wittwe. Im Hospital zu St. Jacobi verstorben“. Auch in die kursächsische Armee scheint Friedrich Christian Sohr nicht mehr zurückgekehrt zu sein, denn sein letzter Regimentschef, Albert Christian Heinrich von Brühl (1743-1792), Sohn des sächsischen Premierministers Heinrich von Brühl, gab das Regiment bereits 1787 ab und wurde aus der Armee verabschiedet.<sup>14</sup>

Weitere schriftstellerische Aktivitäten Sohrs sind mir bisher nicht bekannt geworden. Dennoch ist es nahe liegend, eine Verbindung zur Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften anzunehmen, die 1779 gegründet wurde und in der Folgezeit eine Vielzahl von wissenschaftlichen Aktivitäten entwickelte.<sup>15</sup> Zu ihren Hauptzielen zählten der Einsatz für die Bildung des Volkes und die Anregung philologisch-historischer Arbeiten.<sup>16</sup> 1788 wurde eine eigene Lesebibliothek begründet. Regelmäßig stellte sie ihren Mitgliedern in der Vereinszeitschrift „Lausitzische Monatsschrift“ Preisfragen. So lautete die von 1795: „Durch welche Mittel ist bey dem Oberlausitzischen Landvolcke die Abneigung vor

---

<sup>14</sup> Max Barthold, Franz Verlohren (Hrsg.), Stammregister und Chronik der Kur- und Königlich Sächsischen Armee von 1670 bis zum Beginn des Zwanzigsten Jahrhunderts, bearbeitet von Heinrich August Verlohren, Leipzig 1910, S. 154.

<sup>15</sup> Jüngster zusammenfassender Überblick bei Joachim Bahlcke, Die Oberlausitz. Historischer Raum, Landesbewußtsein und Geschichtsschreibung vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert, in: Ders. (Hrsg.), Geschichte der Oberlausitz. Herrschaft, Gesellschaft und Kultur vom Mittelalter bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, Leipzig 2001, S. 11-53, hier S. 24-31.

<sup>16</sup> Alexander Schunka, Die Oberlausitz zwischen Prager Frieden und Wiener Kongreß (1635 bis 1815), in: Bahlcke (Hrsg.), Geschichte (Anm. 15), S. 143-179, hier S. 163.



dem Soldatenstande zu vermindern, und wie kann durch Bildung in höhern und niedern Ständen die Ausbildung dieser Dienstpflicht befördert werden?“<sup>17</sup> Einer der frühesten Förderer und selbst Mitglied der Gesellschaft war der Jurist und spätere Görlitzer Bürgermeister, Dr. Samuel August Sohr (1751-1838), ein Cousin Friedrich Christian Sohrs.<sup>18</sup> Von Samuel August Sohr liegt im Archiv der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften eine mit „Versuch und Entwurf“ überschriebene handschriftliche Ausarbeitung zur erwähnten Preisfrage von 1795 vor.<sup>19</sup> Interesse für Fragen des sächsischen Militärs kann bei ihm also vorausgesetzt werden, und so ist es durchaus möglich, dass sich Friedrich Christian Sohr nicht nur wichtige Anregungen für seine Autobiographie bei seinem Verwandten bzw. bei anderen Mitgliedern der Gesellschaft holte, sondern von diesen auch zur Abfassung seines Manuskripts ermuntert wurde.<sup>20</sup>

Sowohl in seinem einführenden „Vorbericht“ als auch in einer Schlussbemerkung äußert sich Friedrich Christian Sohr über die Absichten, die er mit der Veröffentlichung seiner Lebensgeschichte verbindet. Im Mittelpunkt stehen danach zwei Wünsche. Zum einen hofft Sohr, jemanden auf sich aufmerksam zu machen, der bereit ist, ihm in seiner aktuellen wirtschaftlichen Notlage zu helfen und dem er zu Diensten sein kann. Zum anderen will er andere junge Männer durch die Beschreibung seines unglücklichen Lebensweges davor warnen, die gleichen Fehler wie er selbst zu begehen. Insbesondere sollen seine jungen Leser erkennen, dass Desertion aus der Armee oder Weglaufen aus anderen Dienstverhältnissen sehr negative Konsequenzen haben können. Zu seinen Hauptlastern zählt er Verschwendungssucht, übermäßigen Alkoholkonsum und die Gemeinschaft mit falschen Freunden. Sohr versucht durch Ehrlichkeit, Selbstkritik und Reue zu überzeugen. Dazu gehört auch, dass er sehr aus-

---

<sup>17</sup> Lausitzische Monatsschrift, Anzeigen, Jg. 1795, S. 380.

<sup>18</sup> Angaben nach dem „Jechtkatalog“ im Ratsarchiv Görlitz. Die Väter von Samuel August und Friedrich Christian Sohr waren Brüder. Als Friedrich Christian Sohr im Januar 1787 seine Tochter taufen ließ, war Samuel August Sohr einer der Taufpaten. Taufregister der Evangelischen Kirchengemeinde St. Peter und Paul in Görlitz.

<sup>19</sup> Oberlausitzische Bibliothek der Wissenschaften Görlitz: Archiv der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, VIII. 44. Weitere Veröffentlichungen Samuel August Sohrs sind nachgewiesen bei Otto, *Lexicon* (Anm. 12), S. 304.

<sup>20</sup> Er selbst schreibt eingangs: „Auf Zureden einiger meiner guten Freunde bin ich bewogen worden meine Lebensgeschichte zu schreiben“. S., *Geschichte* (Anm. 4), S. 7.

fürlich Emotionen wie Schmerz, Trauer oder Angst im Krieg beschreibt, die größtenteils dem zeitgenössisch herrschenden Bild des „tapferen“, „todesmutigen“ Soldaten konträr entgegenstanden.

In seinem „Vorbericht“ betont der Verfasser, dass er weder willent- noch wissentlich in seiner Darstellung ein falsches Wort gebraucht habe. Soweit es sich um bestimmte Ereignisse, Daten oder Personennamen handelt, lässt sich dieser Anspruch der wahrheitsgemäßen Beschreibung durch Abgleichen mit anderen Quellen (etwa den Musterungslisten oder operationsgeschichtlichen Darstellungen des Bayerischen Erbfolgekrieges) weitestgehend bestätigen. Dagegen ist besondere Vorsicht bei der Bewertung der geäußerten Emotionen angebracht, denn für den Leser ist immer nur der Gefühlsausdruck, nie aber das Gefühl selbst zugänglich. Neuere Forschungen zu frühneuzeitlichen Selbstzeugnissen haben gezeigt, dass vor allem schriftliche Gefühlsäußerungen häufig stark stilisiert wiedergegeben wurden.<sup>21</sup> Auch Sohr hat in seiner Veröffentlichung, die ja zugleich eine Bewerbung darstellen sollte, sicher versucht, so zu formulieren, dass er von seiner Zielgruppe verstanden werden konnte und gegen keine wichtigen Konventionen verstieß. Schließlich musste er als offenbar mittelloser Anfänger in der Schriftstellerei seinen Verleger davon überzeugen, dass sich sein literarisches Erstlingswerk auch verkaufen ließ.

Darüber hinaus ist zu fragen, nach welchen Vorbildern Sohr bei der Abfassung seiner Lebensgeschichte vorgegangen sein könnte. Dass angesichts der persönlichen und örtlichen Umstände eine Beeinflussung des Ratsherrensohnes durch Angehörige der in Görlitz beheimateten Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften wahrscheinlich ist, war bereits herausgearbeitet worden, auch wenn er selbst nur von „guten Freunden“ spricht, die ihm zur Veröffentlichung zugeraten hätten. Nach der älteren literaturgeschichtlichen Typisierung der Autobiographie wäre Sohrs Werk dem Genre der abenteuerlichen Lebensgeschichte zuzuordnen. Mit den Worten Günter Niggls wurde in dieser Erzählform – wahrscheinlich als Nachklang der „Empfindsambewegung“ – nach 1750 „die Selbstcharakteristik in der deutenden Zeichnung der eigenen Erleb-

<sup>21</sup> Fabian Brändle u. a., Texte zwischen Erfahrung und Diskurs. Probleme der Selbstzeugnisforschung, in: Kaspar von Greyerz u. a. (Hrsg.), Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500-1850), Köln u. a. 2001 (Selbstzeugnisse der Neuzeit, 9), S. 3-31, hier S. 12.

nisse zum zentralen Darstellungsobjekt“.<sup>22</sup> Aus einem zunehmend säkularisierenden, sich weltlichen Dingen zuwendenden Pietismus heraus rückte an die Stelle der Frömmigkeit die psychologische Betrachtung des empfindenden und wertenden Ich.<sup>23</sup>

Als mögliche Vorbilder für Sohr böten sich danach der Zweifel, Unzufriedenheit und Zerrissenheit reflektierende Roman „Anton Reiser“ von Karl Philipp Moritz sowie besonders die Lebensgeschichte des Schweizer Ulrich Bräker an (Bräker war kurz vor und zu Beginn des Siebenjährigen Krieges preußischer Soldat und hat diesen Abschnitt seines Lebens in seiner Autobiographie breit abgehandelt).<sup>24</sup> Die Buchversion dieses Selbstzeugnisses erschien jedoch erst 1788/89 und damit praktisch zeitgleich mit Sohrs Veröffentlichung. Als direktes Vorbild kommt sie damit kaum in Frage, während vom vierbändigen „Anton Reiser“ bis 1786 immerhin die Teile 1 bis 3 erschienen waren.

Allerdings sind in jüngster Vergangenheit berechtigte Zweifel an den relativ schematischen Thesen der älteren deutschsprachigen Literaturwissenschaft zur psychologischen Säkularisierung<sup>25</sup> geäußert worden. Durch Ausweitung der Quellenbasis entstand der Eindruck, dass in Autobiographien des späten 18. Jahrhunderts eine verstärkte psychologische Selbstbeobachtung möglich ist, ohne dass gleichzeitig die Frömmigkeit völlig ihre frühere Bedeutung verliert.<sup>26</sup> Sohrs Lebensgeschichte stützt diese Sichtweise, denn auch hier gibt es ein Nebeneinander verschiedener Erscheinungsformen. So präsentiert sich der Görlitzer Handlungsdienner und Unteroffizier nicht nur als kritischer Betrachter seines eigenen Lebens, sondern ebenso als ein stark religiös geprägter Mensch. Als solcher unternimmt er indes nicht etwa eine sakrale Legitimation des Krieges, sondern setzt auf die erzieherische Wirkung von „Gottesfurcht“.

---

<sup>22</sup> Günter Niggel, *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung*, Stuttgart 1977, S. 80 f.

<sup>23</sup> Brändle u. a., *Texte* (Anm. 21), S. 20-24, die in ihren Forschungsüberblick zum Thema „Psychologisierung des Selbstzeugnisses im 18. Jahrhundert“ auch geschichtswissenschaftliche Arbeiten mit einbeziehen.

<sup>24</sup> Vgl. dazu Bräker, *Kriege* (Anm. 6). S. 20.

<sup>25</sup> Die Psychologisierung des Selbstzeugnisses gehört zu den klassischen Arbeiten literaturwissenschaftlicher Forschung. Dabei wird unter „Psychologisierung“ eine Verweltlichung der Selbstbeobachtung verstanden. Autobiographien werden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu „Seelengeschichten“. Brändle u. a., *Texte* (wie Anm. 21),

<sup>26</sup> Brändle u. a., *Texte* (Anm. 21), S. 24.

Insgesamt ist sein Werk geprägt von aufklärerischem Gedankengut. Dies gilt es bei jeder Interpretation des Textes zu berücksichtigen.<sup>27</sup>

---

<sup>27</sup> Ähnliche Vorbehalte gelten im Übrigen auch gegen die autobiographische „Lebensgeschichte“ Bräkers. Er verfasste sie mit einem Abstand von rund 30 Jahren zu seiner Militärzeit, als er sich selbst bereits nicht mehr in der geistigen Welt der Unterschichten befand, sondern vielmehr nach umfänglichen geisteswissenschaftlichen Studien zu einem Anhänger der Aufklärung geworden war. Vgl. dazu unter anderem Hans-Günther Thalheim, Einleitung, in: Bräkers Werke in einem Band, 3., neubearbeitete Auflage, Berlin (Ost), Weimar 1989, S. V-XLIV.

# PROJEKTE

**Griet Vermeesch**

War, fortified towns and the countryside, Gorinchem and  
Doesburg (1570-1680)<sup>1</sup>

*The process of state building in historiography*

The prominent scholar Charles Tilly has pointed out that in 1490 Europe had approximately eighty million inhabitants who lived in more than two hundred states. These polities were highly diverse: there were for instance city-states, duchies, counties, empires, independent towns, republics and monarchies. However, five hundred years later the European population has grown to no less than six hundred million people, who live in no more than 25 to 28 states and the national state is the dominant governing system.<sup>2</sup> These figures show a profound transformation in the size and the nature of European states, a development that is identified by scholars as the process of state building.

In the theoretical body of work on the process of state building great significance has been attributed to transformations in the military practice of the early modern period. Indeed, any early modern state can be labeled as a 'war machine' since on average more than eighty percent of its budget was spent on organizing defence. A number of tactical and strategic changes were responsible for a dramatic growth of armies on the eve of the early modern period. The invention of fire weapons

---

<sup>1</sup> The writing of this dissertation is planned between December 2001 and December 2005 at the University of Amsterdam in the project 'War and Society' under supervision of Henk van Nierop. I work closely together with Marjolein 't Hart, who herself undertakes an investigation to wartime experiences in Amsterdam and Westerwolde between 1570 and 1680. Erik Swart does research to the early organisation of the Republican army between 1572 and 1590, Peter de Cauwer examines the siege of Bois le Duc in 1629 while Olaf van Nimwegen explores the organisation of the Republics army between 1590 and 1690. At the end of the project Marjolein 't Hart will write a broad synthesis on war and society in the Republic, based on the results of the above named studies and other recently published literature on the subject matter.

<sup>2</sup> Charles Tilly, *Coercion, capital and European states AD 990-1992*, Cambridge and Oxford 1990, pp. 42-43.

decreased the importance of knights and increased the weight of foot soldiers on the battlefield. The new type of architectural defence, with the bastion bulwark as the main characteristic - stimulated the growth of armies as well, since it took many troops to besiege a bastioned town.

Both the payment of these troops and the provision of towns with bastions took a lot of financial efforts. In order to finance this new type of war, rulers needed to burden their subjects. Therefore, they organized an administrative body that facilitated the increase of the incidence of taxation. These administrative and fiscal developments were the core of the state building process.<sup>3</sup> However, other historians have shifted around causality. They have argued that states who already were in possession of an administrative body and who had a relatively highly taxed population were more successful on the battlefield, since they were the ones who were able to introduce the above-mentioned strategic and tactical adjustments.<sup>4</sup>

In both analyses there are three vital elements that interact: changes in taxation, changes in administration and changes in warfare. The result of fierce interstate competition was the supremacy of the national state, since this governing system was the combined result of the before mentioned vital changes. More powerful states overruled the ones that failed to adapt to the new conditions. Another possible word for this new type of polity is the 'fiscal-military state', a term that expresses the importance of both the martial and the fiscal element.

In the above-described discussions about the causal relations between the identified vital changes, an essential point of view has been neglected. Military and political historians have too easily assumed that rulers could decide autocratically to tax their subjects to the extent they thought necessary. No state in early modern Europe had the repressive or administrative means in order to perpetually impose taxes on their subjects. Nevertheless, the fiscal ceilings of some states - amongst others the Dutch Republic - rose dramatically in the course of the early modern period. Therefore, the question needs to be tackled why subjects allowed

---

<sup>3</sup> Michael Roberts, *Essays in Swedish history*, Minneapolis 1967, pp. 195-225; Geoffrey Parker, *Spain and the Netherlands 1559-1659: ten studies*, London 1979, pp. 86-103.

<sup>4</sup> Jeremy Black, 'A military revolution? A 1660-1792 perspective', in: Clifford Rogers, *The military revolution debate. Readings on the military transformation of early modern Europe*, Boulder and Oxford 1995, pp. 95-114.

the increasing extraction of their resources by the (central) state.

In understanding the rising taxation in the early modern states, social historians have stressed the importance of the bargaining processes between local and central elites. Jan Glete asserts that if central rulers wished to raise more taxes, they were expected to give something in return, namely protection. Extensive bargaining about the taxes to be raised and the protection to be offered resulted in the development of both taxation and the organization of defence. In this view, the state is seen as a provider of protection in exchange for taxes. In the early modern period some central rulers became the most efficient provider of protection as opposed to others. Central rulers were gradually able to claim a monopoly on violence and taxation. These changes made up the crisis of the medieval feudal state and the rise of the fiscal-military state or the national state.<sup>5</sup>

The social-economic approach to the subject matter allows us to escape from mono-causality and to articulate the interaction between the military and the fiscal factor. Moreover, it allows historians to take issue with elite-centered accounts of Western-European state building and to extend the exploration of this important process beyond the realm of officialdom. We can take this vision even a step further. If historians pay attention to the weight of the so-called tax compliance - the preparedness of subjects to pay the taxes the ruler asked for - then the history of state building in early modern Europe could be written partly from the perspective of social groups without formal political power. This entails a socially complex bottom-up account of early modern state building.

#### *The process of state building in the Dutch Republic*

The Dutch Republic is an interesting case of a successful fiscal-military state. Although there was no strongly developed central bureaucracy there was an “enormous incidence of taxation (...) by the end of the seventeenth century the Dutch were widely known as the most heavily taxed people in Europe.”<sup>6</sup> The high resource extraction happened within a

---

<sup>5</sup> Jan Glete, *War and the state in Early Modern Europe. Spain, the Dutch Republic and Sweden as fiscal-military states, 1500-1660*, London and New York 2002.

<sup>6</sup> Marjolein 't Hart, “The merits of a financial revolution: public finance 1550-1700”, in M. 't Hart, J. Jonker & J. L. Van Zanden (eds.), *A financial history of the Netherlands*, Cambridge 1997, p. 11.

highly decentralised polity. Every province had its own fiscal structure, whereby the tax system of the coastal provinces - that had belonged to the Burgundian patrimony - was more developed than the one in the inland provinces.

Although in the Union of Utrecht (1579) it was stated that a centralised taxation system was to be implemented, till the end of the eighteenth century fund raising proceeded through a decentralised procedure.<sup>7</sup> At the central level, the Council of State estimated how much funds were needed in order to cover the military expenses of the Republic. This was reported to the States General in a *Staat van Oorlog*, where the respective provinces agreed on paying part of it. They paid a fixed proportion of the sum, the so-called *quota's*. Holland paid more than half, while Gelderland's *quota* was 5 per cent of the total sum. The sums that were agreed upon by the respective provinces were called *consenten*. Long negotiations were inevitable at every voting of the *Staat van Oorlog*. The members of the States General could make no autonomous decisions. They first needed the approval of their Provincial Estates. The Provincial Estates, in turn, consisted of deputies of 18 cities and the nobility (in Holland) or three quarters (in Gelderland<sup>8</sup>). These basic political units ultimately took all sovereign decisions (i.e. on war, peace and taxation<sup>9</sup>).

The explicit bargaining between several political levels implied a slow process of decision-making. That is why in traditional Dutch historiography the Republic is considered as a weak state in comparison to strong centralised and bureaucratised states like France or Spain. However, it is conceivable that the extensive negotiating made the Republic successful in a context of interstate competition. The explicit bargaining and negotiating enabled a remarkably intensive resource extraction, especially compared to less 'democratic' neighbouring countries.<sup>10</sup>

The efficiency of this polity is reflected in the fact that the "Dutch military strength and successes in war were out of proportion to the size of the Dutch population and even out of proportion to the economic wealth of Dutch society."<sup>11</sup> Indeed, compared to other armies in Western Euro-

---

<sup>7</sup> Marjolein 't Hart, *The making of a bourgeois state. War, politics and finance during the Dutch revolt*, Manchester and New York 1993, p. 77.

<sup>8</sup> In Gelderland a quarter consisted of cities and nobles.

<sup>9</sup> 't Hart, *The making* (note 7), pp. 78-79.

<sup>10</sup> Glete, *War and the State* (note 5), pp. 140-173.



pe, the Dutch Republic had at its disposal a well-paid and hence well-disciplined military force.<sup>12</sup> It appears that Dutch rulers were able to achieve “success in bureaucratising organised violence and encapsulating it within civil society”.<sup>13</sup>

*Transformational effects of bargaining*

The garrison town is “the point where the civilian and military aspects of life and society come closest to each other”.<sup>14</sup> At the core of my research are the negotiations between the local governments of two garrison towns with political bodies at the level of the Province and the Generality. The negotiations happen in a context of war and concern the organisation of defence. The period 1570-1680 covers the Dutch Revolt (1572-1648) and the *Guerre d’Hollande* (1672-1678). The selected frontier towns, Doesburg and Gorinchem, are both represented in the Provincial Estates of respectively Gelderland and Holland. Their right to participate in the Provincial diets, their right to approve or disapprove of taxes and their right to refuse the quartering of troops reinforces the strong bargaining position of these local governments.

In my thesis I claim that these negotiations had a transformational effect on the core elements of the polity, that is the organisation of taxation, of defence and of administration. This assertion is clarified in figure one. On top of the diagram it is shown how the need for protection stimulates negotiations between political actors of different levels of the polity. Through these negotiations the means to wage war are developed. Taxation rises on the condition that defence is organised in an efficient way, therefore administrative bodies are developed.

---

<sup>11</sup> Glete, *War and the State* (note 5), p. 144.

<sup>12</sup> Marjolein ‘t Hart, ‘the Dutch Republic: the urban impact upon politics’, in: Karel Davids and Jan Lucassen (eds.), *A miracle mirrored. The Dutch Republic in European perspective*, Cambridge 1995, p. 69.

<sup>13</sup> William Mc. Neill, *The pursuit of power. Technology, armed force, and society since ad. 1000*, Chicago 1982, p. 144.

<sup>14</sup> Knud J. V. Jespersen, ‘Garrison towns. A general view’, in: Thomas Riis, *Garrison towns and society in early modern Europe*, Odense 1993, pp. 9-10.

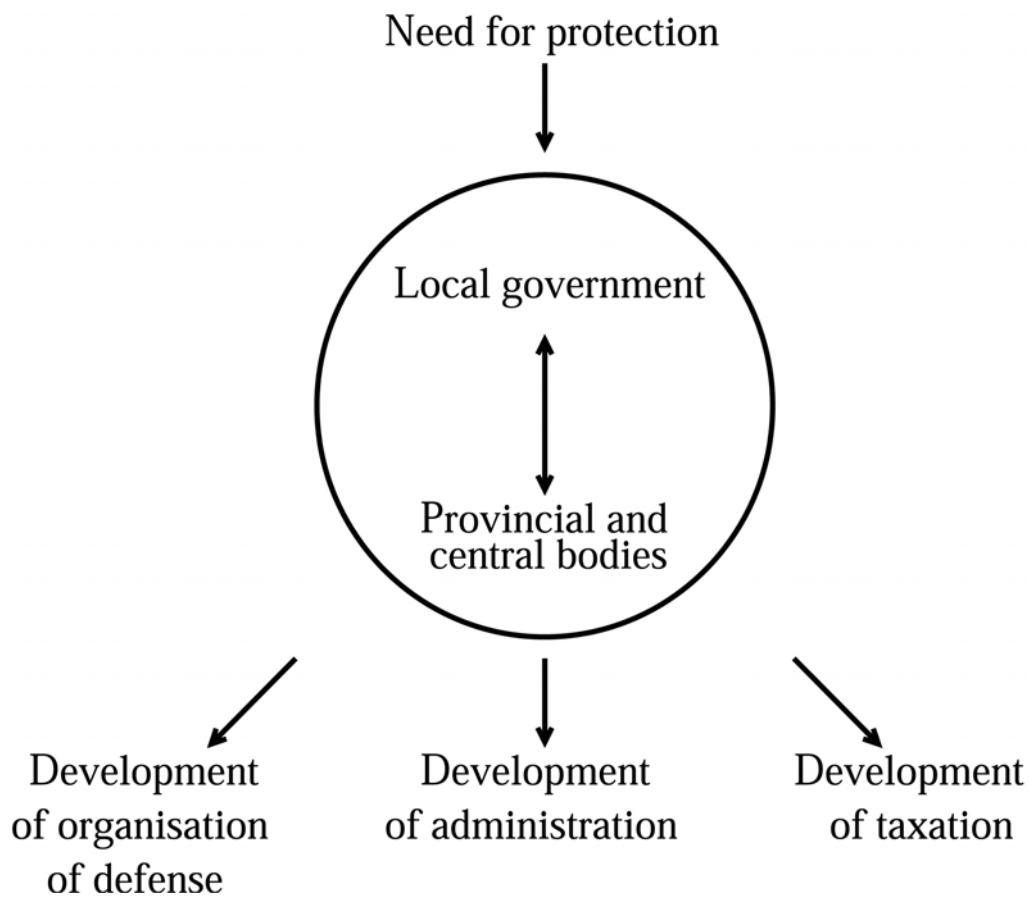


Figure one: Transformational effects of bargaining.

The negotiations concern a variety of issues that are related to the specific problems of a frontier town. Amongst others there are the construction and maintenance of fortifications; the payment and quartering of soldiers; the involvement of burghers in the defence; the provision of armament; the tension between martial law and civil law and the balance of power between central representatives, for instance the military governor, and the local elites.

*Illustration of the research: Garrisons in Gorinchem and Doesburg<sup>15</sup>*

In order to clarify the aims of my research I will expand on one particular issue of bargaining: the quartering of troops. The dense urbanisation of

the Netherlands entailed the dominance of siege warfare. One of the pillars of the defence in the Netherlands was the bestowing of frontier towns with garrisons. In the course of the Dutch Revolt, both Gorinchem and Doesburg hosted between 150 and 600 soldiers. The exploration of archival records has uncovered that the organisation and funding of the boarding of these troops happened in a relatively efficient way. This finding stands in sharp contrast with the experiences of contemporaries of garrison towns in other parts of Europe.

It appears that the quartering of troops was viewed as a cost rather than as a benefit in the Spanish Netherlands, France and England. In England after 1688 the billeting of troops was seen as a sign of tyranny. In the former two territories, many groups, towns and districts bought or were granted exemption from the duty of boarding soldiers. This stands in sharp contrast with the requests of both Doesburg and Gorinchem for additional troops in the years 1650 (in the case of Doesburg) and again in the beginning of the eighteenth century (in the case of both towns). It also stands in contrast with the fact that in Doesburg prominent members of the community hosted military guests.

In the Spanish Netherlands the local office-holders performed an important task concerning the actual quartering. They had to designate the respective soldiers to particular families. In the Dutch Republic the regulations concerning the lodging of troops instructed the reverse: it was only in the case of an exceptionally large military force that the local government was to intervene in the hosting of military men. Since soldiers had to settle their accommodation with civilians personally, they were stimulated not to bother their hosts. The arrangement entailed a strong position of civilians in their contacts with soldiers.

In the Spanish Netherlands burghers had to offer fire, light, vinegar, oil, salt and pepper in exchange for compensations. The *logies* was not paid directly to the host families but passed through the hands of the hosted soldiers. In England under Cromwell food and drink had to be provided in order to receive billet-money. There as well, this money was to be paid

---

<sup>15</sup> The findings of my research that are briefly presented here, are explained more elaborately in the paper Griet Vermeesch, 'Organizing defence and economic benefits. Garrisons in Gorinchem and Doesburg during the Dutch Revolt', presented at the conference 'L'armée et la ville' in Lille on 7 May 2004.

by the soldiers. When they were not able to pay, their hosts were to receive paper tickets instead. Conversely, in the Dutch Republic foot soldiers had to be offered nothing but 'half a bed' and sheets. From the outset of the Revolt, the hosts received the compensations directly, without depending on the soldier.

In their contacts with soldiers, the bargaining position of civilians was stronger in the Dutch Republic than elsewhere. The evidence suggests that the negotiations between various bodies of decision-making brought about advantageous arrangements concerning the boarding of troops and the good behavior of soldiers. In 1587 the town council of Gorinchem requested the Estates for two English companies to leave in exchange for 'good soldiers'. In the month of March of the same year there was commotion concerning the arrival of a new superintendent, the earl of Hohenlohe: civilians feared to be burdened with additional troops 'against their will'. On 28 March the town government boldly refused the request of Philip of Nassau to accept another company: "at present we do not need additional troops in town, so it is not appropriate to let them in".<sup>16</sup> In July 1586 the warriors of Captain Barcour's company were only to be billeted in burgher houses in Gorinchem on the condition that burghers were to receive *logiesgelden* without providing victuals.

The government of Doesburg often refused companies as well. The company of the English commander Norrits misbehaved in particular, as was written to the count William van de Bergh in 1582. Because of these negative experiences the local government refused to admit an additional company of cavalymen in July 1583.

In addition to the refusal to let in additional troops, the frontier towns could refuse new taxes in order to attain favorable arrangements concerning the quartering of troops. For instance, in 1587 the council of Gorinchem was only prepared to approve of the revised Provincial land and house tax if its inhabitants were allowed a cut on their contribution in exchange for the advanced *logies*.

I would like to stress that the nature of the polity was of particular importance for the friendly arrangements between the armed forces and

---

<sup>16</sup> The original quote: "(...)also voor desen tijt alsnoch van gheenen noode aan is eenige Compagnien Soldaten in der stad te hebben ende dat oock om Redenen geensins Raedtsaem bevonden wordt deselve inne te laeten".

the civilians. Both Gorinchem and Doesburg were towns with political power and they had the right to refuse troops. Owing to the good bargaining position of towns and burghers the arrangements concerning the quartering of soldiers were quite favorable for the civilians. In collaboration with the population of garrison towns, the Dutch government turned out to be able to “encapsulate this aspect of organized violence into society”.



# BERICHTE

**Michael Hochedlinger**

„Der schlafende Riese“.

Das Österreichische Staatsarchiv, Abteilung Kriegsarchiv

## *1. Zur Lage der Militärgeschichte in Österreich<sup>1</sup>*

Mit der Vernichtung des Heeresarchivs Potsdam zu Kriegsende 1945 ist das Kriegsarchiv in Wien mit seinen ca. 50 Regalfachkilometern (etwa 180.000 Kartons, 60.000 Bände, 416.000 Karten und Pläne und etwa 300.000 Bilder) als das mit Abstand größte und bedeutendste Militärarchiv nicht nur des deutschsprachigen Raums, sondern Mitteleuropas anzusprechen. Selbst im weltweiten Vergleich steht es in der Rangordnung, jedenfalls was die Güte und den Umfang seiner Bestände anlangt, ganz weit oben.

Gerade Frühneuzeithistorikern im In- und Ausland ist aber der Stellenwert des Wiener Kriegsarchivs und des von ihm verwahrten Archivguts kaum bewusst. Die militärische Dimension der Habsburgermonarchie

---

<sup>1</sup> Zum Zustand der österreichischen Militärgeschichte und zur völlig ungenügenden Berücksichtigung von Krieg und Militär in der Gesamtsicht auf die Geschichte der frühneuzeitlichen Habsburgermonarchie darf ich auf eigene aphoristische Bemerkungen verweisen: Michael Hochedlinger, *Kriegsgeschichte-Heereskunde-Militärgeschichte? Zur Krise militärhistorischer Forschung in Österreich*, in: *Arbeitskreis Militärgeschichte e.V. Newsletter* Nr. 7/1998, S. 44-47, Nr. 8/1998, S. 38-41, nochmals (geringfügig überarbeitet) in *Zeitschrift für Heereskunde* 63 (1999), S. 41-45; „Bella gerant alii...?“ *On the State of Early Modern Military History in Austria*, in: *Austrian History Yearbook* 30 (1999), S. 237-277; *The Early Modern Cindarella*, in: *Austrian History Yearbook* 32 (2001), S. 207-213; *Abschied vom Klischee. Für eine Neubewertung der Habsburgermonarchie in der Frühen Neuzeit*, in: *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit* 1 (2001), S. 9-24. Zuletzt auch Günther Kronenbitter, *Ein weites Feld. Anmerkungen zur (österreichischen) Militärgeschichtsschreibung*, in: *Zeitgeschichte* 30 (2003), S. 185-191. Zur Geschichte der österreichischen Militärgeschichte siehe namentlich die Beiträge von Johann Christoph Allmayer-Beck, Peter Broucek und Manfred Rauchensteiner in *Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hrsg.), Militärgeschichte in Deutschland und Österreich vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart (Vorträge zur Militärgeschichte 6)*, Herford/Bonn 1985, S. 70-107, 134-161. V. a. als Bibliographie nützlich Peter Broucek/Kurt Peball, *Geschichte der österreichischen Militärhistoriographie*, Köln/Weimar/Wien 2000.

vom Beginn der Großmachtbildung 1526 bis zu den Revolutions- und napoleonischen Kriegen wird von der österreichischen Militärgeschichte, die sich im Wesentlichen auf das sterbende Österreich-Ungarn 1867-1918 und die Zeitgeschichte beschränkt, traditionell völlig vernachlässigt. Ausländische Forscher haben bisher dankenswerterweise die bittersten Lücken geschlossen<sup>2</sup>, widmen sich aber aufs Ganze gesehen ebenfalls überwiegend der End- und Dekadenzphase der Donaumonarchie.<sup>3</sup>

Die seit den 1990er Jahren erstarkende „neue deutsche Militärgeschichte“ der Frühen Neuzeit zeigt demgegenüber keine Neigung, in Österreich wissenschaftliche „Entwicklungsarbeit“ zu leisten, und konzentriert sich im Sinne der „Entpreußung“ der deutschen Militärgeschichte auf die Heeresapparate der deutschen „Klein- und Mittelstaaten“ oder arbeitet, sofern sie im brandenburgisch-preußischen Rahmen bleibt, an der Nuancierung bzw. Revision der Thesen von Otto Büsch.

In der Alpenrepublik ist Militärgeschichte leider akademisch so gut wie gar nicht, institutionell fast nur bei Einrichtungen des österreichischen Bundesheeres (Heeresgeschichtliches Museum, Landesverteidigungsakademie, Militärakademie Wiener Neustadt) verankert, was sowohl den Drall Richtung Zeitgeschichte als auch das Interesse an primär operationengeschichtlichen und waffentechnischen Aspekten verständlich macht. Die 1952 gegründete Commission autrichienne d'histoire militaire (CAHM) ist eine Plattform der Honoratioren auf dem Feld der Militärgeschichte zum Zwecke des zwanglosen Informationsaustauschs und tritt nach außen kaum in Erscheinung, abgesehen von der Ausrichtung einer militärhistorischen Sektion auf den österreichischen Historikertagen und der Organisation von bisher drei internationalen Militärhistorikerkongressen im Rahmen der Commission internationale d'histoire militaire (CIHM).<sup>4</sup>

---

<sup>2</sup> Christopher Duffy, zuletzt mit *Sieben Jahre Krieg. Die Armee Maria Theresias*, Wien 2003; Jürg Zimmermann, *Militärverwaltung und Heeresaufbringung in Österreich bis 1806* (Handbuch zur deutschen Militärgeschichte 1/III), Frankfurt 1965; Gunther Rothenberg u.a. mit *Napoleon's Great Adversary. Archduke Charles and the Austrian Army 1792-1814*, Neuaufl. New York 1995.

<sup>3</sup> So schon pionierhaft Antonio Schmidt-Brentano, *Die Armee in Österreich. Militär, Staat und Gesellschaft 1848-1867* (Militärgeschichtliche Studien 20), Boppard 1975. Zuletzt besonders hervorzuheben Günther Kronenbitter, „Krieg im Frieden“. Die Führung der k.u.k. Armee und die Großmachtspolitik Österreich-Ungarns 1906-1914 (Studien zur internationalen Geschichte 13), München 2003.



Das Kriegsarchiv wiederum versteht sich wie das Österreichische Staatsarchiv insgesamt seit 1945 nicht mehr als Forschungsinstitut, sondern in erster Linie als Serviceeinrichtung für Forschung von außen. Wissenschaftliche Produktion – auch hier meist auf das späte 19. und das 20. Jahrhundert konzentriert – entspringt der privaten Eigeninitiative einzelner Archivare und ist bis auf wenige Ausnahmen nicht mehr Teil kollektiven oder gar institutionellen Bemühens. Wissenschaftliche Aktivität als wesentliche Voraussetzung für intime Bestandskenntnis wurde und wird freilich auch durch externe Einflüsse mit sintflutartigem Katastrophencharakter bedeutend gehemmt.

Seit den 1950er Jahren fiel dem Kriegsarchiv im Rahmen des Sozialversicherungswesens die Ausstellung von Dienstzeitbestätigungen für ehemalige österreichische Angehörige der Deutschen Wehrmacht zu, eine sozial eminent wichtige Aufgabe, die aber die eigentliche Archiv- und Forschungsarbeit lange Zeit nahezu völlig lahmlegte.

Heute sind es vor allem „Familienforscher“ aus aller Welt, die speziell das Kriegsarchiv in Hinblick auf das hier für die Zeit der Allgemeinen Wehrpflicht im Vielvölkerstaat (ab 1868) verwahrte militärische Massenschriftgut mit Rechercheansuchen geradezu überschütten, zumal das Medium der elektronischen Post die Hemmschwellen gefährlich senkt.

Demgegenüber geht der Personalstand kontinuierlich zurück, von 66 in den ersten Jahren des Wiederaufbaus nach 1945 auf heute 21 Bedienstete, darunter nur mehr, der Direktor nicht mitgezählt, vier Akademiker (höherer Dienst) und vier Abiturienten (gehobener Dienst), die in Ermangelung universitär ausgebildeter Mitarbeiter ganze Bestandsgruppen selbständig führen müssen. Für Mitarbeiter des gehobenen Dienstes ist in Österreich anders als in Deutschland übrigens keine eigene Ausbildung vorgesehen. Von den vier Beamten des höheren Dienstes verfügen nur noch zwei über die traditionelle Archivarsausbildung am Institut für Österreichische Geschichtsforschung. Die seit Jahren in der Bundesverwaltung geübte Sparpolitik im Personalsektor bewirkt, dass sich das Staatsarchiv primär durch Zuversetzungen aus anderen Bundesdienststellen und kaum durch Neuaufnahmen auf dem Markt der Universitätsabgänger ergänzt.

---

<sup>4</sup> Manfred Rauchensteiner, Die „Commission autrichienne d'histoire militaire“, in: *Revue internationale d'histoire militaire* 45 (1980), S. 3-5.

Die Einführung einer nicht unbeträchtlichen Vergebüh­rung für die Erteilung schriftlicher Detailauskünfte (überwiegend Personenrecher­chen für „Familienforscher“) zum 1.1.2004 hat übrigens das Problem steigender Zahlen bei schriftlichen Anfragen nicht wirklich gelöst, im Gegenteil: Die verlockende Möglichkeit zur Erzielung von Einnahmen durch Recherchearbeit für Externe droht dem Anfragendienst eine ganz neue Wertigkeit zu verleihen und könnte schon mittelfristig zu einer für die archivischen Kernaufgaben schädlichen Forcierung dieses an sich archivfremden Tätigkeitsfeldes führen.

Gefährlich für die dringend erforderliche Konzentration auf die eigentli­chen Tätigkeitsfelder eines Archivs ist aber auch der in jüngerer Zeit spürbar werdende Drang mancher Archive, ihre geringe Öffentlichkeits­wirksamkeit durch eine Vielzahl eigener Kleinausstellungen zu kompen­sieren. Da Archiven aber nur selten die nötigen Finanz- und Raumres­ourcen oder gar das erforderliche museumsdidaktische Know-how zur Verfügung stehen, bündeln solche „Musealisierungsvorhaben“ zwar viel kostbare Arbeitsenergie, das durch die professionellen Ausstellungen der großen Museen verwöhnte Publikum vermögen sie dabei allerdings kaum anzuziehen.

Kehren wir wieder zur Situation der Militärgeschichte in Österreich zurück: Das durch konsequentes akademisches Desinteresse an der Mili­tärgeschichte<sup>5</sup> weitgehend herrenlose Terrain besetzt in Österreich viel­leicht mehr als anderswo die im Grenzbereich zwischen amateurhafter „Knopffologie“ und Fachwissenschaft vagierende „Heereskunde“ mit ihren traditionellen Schwerpunkten Uniform-, Fahnen-, Ordens- und Waffenkunde sowie Technikgeschichte (vor allem im Bereich der Marine und der militärischen Luftfahrt), die sich nicht als bloße Hilfswissen­schaft der Militärgeschichte versteht, sondern sehr selbstbewusst durch vielerlei Aktivitäten und nicht zuletzt durch rege und breitenwirksame Publikationstätigkeit den Eindruck erweckt, als seien Militärgeschichte und Heereskunde deckungsgleich. Der universitäre Bereich wird wohl gerade durch diese schiefe Optik doppelt abgeschreckt.

---

<sup>5</sup> Eine Zusammenfassung des Forschungsstandes für die Frühe Neuzeit habe ich in *Austria's Wars of Emergence 1683-1797. War, State and Society in the Habsburg Monarchy (Modern Wars in Perspective)*, London/New York 2003 versucht. Die Hoffnung, dadurch die militärhistorische Forschung etwas ankurbeln zu können, hat sich bislang nicht erfüllt.

Im Folgenden soll in einem notwendigerweise oberflächlichen Parcours auf die Geschichte und die Schätze des Wiener Kriegsarchivs zur Militärgeschichte der Frühen Neuzeit aufmerksam gemacht und damit zugleich die ausdrückliche Hoffnung verbunden werden, dass verstärkte internationale Forschung auf der Grundlage des überreichen Quellenmaterials den Rückstand bei der wissenschaftlichen Aufarbeitung der militärischen Aspekte in der Geschichte der frühneuzeitlichen Habsburgermonarchie wettmachen möge. Der Fall des Eisernen Vorhangs lässt glücklicherweise auch die Forschungsenergien der Nachfolgestaaten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie wieder verstärkt zusammenfließen. Dem Österreichischen Staatsarchiv, das in seinen historischen Beständen immer noch als *das* Zentralarchiv der Habsburgermonarchie anzusprechen ist, kommt dabei natürlich eine Schlüsselrolle zu.

## *2. Institutionelle Wurzeln und historische Entwicklung des Kriegsarchivs<sup>6</sup>*

### *2.1 Das Hofkriegskanzleiarchiv*

Die Geschichte eines geordneten Militärarchivwesens setzt in der Habsburgermonarchie mit dem Jahre 1711 ein, als Kaiser Joseph I. die Schaffung einer Archivarsstelle beim Hofkriegsrat, der obersten Zentralbehörde für das habsburgische Kriegswesen, anordnete, um „die durch ein und anders saeculum her wegen Länge der Zeit ausser Ordnung und in Vergessenheit kombene, sonsten aber an sich selbst sehr importirlich und denkwürdige Schrifften wiederumb hervorzusuechen und in guete Ordnung bringen zu lassen.“ Im Grunde handelte es sich bei diesem

---

<sup>6</sup> Gerson Wolf, *Geschichte der k.k. Archive in Wien*, Wien 1871, S. 160-178; Gustav Bancalari, *Quellen der oesterreichischen Kriegs- und Organisationsgeschichte* (Beiträge zur Geschichte des österreichischen Heerwesens 2), Wien 1872; [Johann Langer], *Das k. u. k. Kriegsarchiv von seiner Gründung bis zum Jahre 1900*, Neuaufl. Wien 1900; *Inventar des Kriegsarchivs*, 2 Bde. in 1 (Publikationen des Österreichischen Staatsarchivs II: Inventare Österreichischer Archive VIII), Wien 1953; Rainer Egger, *The Kriegsarchiv*, in: *Austrian History Yearbook* 6/7 (1970/71), S. 39-66; ders., *Das Kriegsarchiv*, in: *Schatzhäuser Österreichs. Das Österreichische Staatsarchiv*, Wien 1996, S. 51-57; *Unter Österreichs Fahnen. Militärhistorische Kostbarkeiten aus sechs Jahrhunderten. Katalog zur Ausstellung „200 Jahre Kriegsarchiv“ vom 18. Oktober 2001 bis 28. Februar 2002*, Wien 2001; *Quellen zur Militärgeschichte. 200 Jahre Kriegsarchiv* (Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 49), Innsbruck etc. 2001, v. a. die historischen Beiträge von Rainer Egger und Erich Hillbrand. Im world-wide web unter [www.oesta.gv.at](http://www.oesta.gv.at) und [www.military-archives.org](http://www.military-archives.org) (womit Erik Norberg, *Guide to Military Archives* 1987 fortgesetzt wird).

„Archivariat“ innerhalb der Hofkriegskanzlei zunächst nur um eine Art „Alte Registratur“ für den Dienstgebrauch, die denn auch sehr rasch die nicht mehr benötigten Teile des Schriftguts der Behörde aufzunehmen hatte.

Schon in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelte sich dieses hofkriegsrätliche Kanzleiarchiv (auch hofkriegsrätliches Archiv oder „archivum bellicum“) aber durch Übernahme von nicht beim Hofkriegsrat erwachsenem Schriftgut, darunter auch Material aufgelassener Militärbehörden und eingezogene Schriftennachlässe von Militärpersonen, allmählich zu einer Art militärischem Zentralarchiv, das die längste Zeit schwerpunktmäßig in der Hofburg zu Wien, seit 1775 (wie auch der Hofkriegsrat selbst) in einem eigenen Amtsgebäude, dem so genannten „Kriegsgebäude“, am Hof untergebracht war. Ab 1776 machte die Verschmelzung mit dem „Geniearchiv“ (der Plansammlung) und der Geniebibliothek das Kanzleiarchiv, das schon seit 1764 Karten zu sammeln und im Kriegsfall davon Kopien für den Gebrauch im Felde auszugeben hatte, auch in Bezug auf kartographisches Material zu einer zentralen Anlaufstelle. Es diente so nicht mehr nur den Bedürfnissen der Verwaltung, sondern war auch Rüstkammer der kriegerischen Praxis. Die Protokolle und Akten des Hofkriegsrates hingegen gingen wieder in die Obhut der Registratur zurück. Das Kanzleiarchiv war jetzt im Wesentlichen nur mehr ein nach Sachgruppen geordnetes Auslesearchiv der wichtigsten Dokumente (Besitzurkunden, Verträge, Instruktionen, Privilegien usw.) des Hofkriegsrates.

Die fortschreitende Verwissenschaftlichung des Kriegshandwerks und der militärischen Fachausbildung gebot auch, aus Feldzügen der (jüngeren) Vergangenheit Lehren für die Gegenwart und Zukunft zu ziehen. Vor diesem Hintergrund ordnete Kaiser Joseph II. 1779 - freilich nur für interne Zwecke - die aktenmäßige Bearbeitung der Feldzüge seit 1740 an. Höhere Stabsoffiziere und Generäle machten sich sofort ans Werk und erstellten, nicht zuletzt auf Grundlage des in der Registratur des Hofkriegsrates und im Kanzleiarchiv verwahrten Aktenmaterials, aber auch aus Privatarchiven, entsprechende quellengesättigte und mit schönen Manuskriptkarten ausgestattete Studien, die zunächst im kaiserlichen Kabinett unter Verschluss gehalten wurden.<sup>7</sup>

## 2.2 Das Kriegsarchiv

Einen „applikatorischen“ Zugang zur Kriegsgeschichte vertrat auch Erzherzog Karl (1771-1847), als er 1801 im Rahmen seiner großangelegten Heeresreform die Schaffung einer militärischen Spezialinstitution beantragte, die einerseits durch den historischen Rückblick, andererseits aber auch durch Sammlung von aktuellen Daten und Fakten zu Ländern und möglichen Kriegsschauplätzen sowie durch kriegswissenschaftliche bzw. kriegstheoretische Studien das intellektuelle Niveau des Offizierskorps und damit letztlich auch die Schlagkraft der k.k. Armee heben sollte.

Mit allerhöchster EntschlieÙung vom 23. März 1801 trat das „k. k. Kriegsarchiv“ ins Leben, das in dienstlicher Unterstellung unter den Generalquartiermeisterstab (später Generalstab) und mit Offizieren als „Archivaren“ seinem Gründungsauftrag entsprechend Akten- und Kartenmaterial zu sammeln, aber auch wissenschaftlich-publizistisch auszuwerten hatte. So setzte das Kriegsarchiv nicht nur die 1779 von Joseph II. angeordnete Kriegsgeschichtsschreibung mit Beiträgen zu den Revolutionskriegen fort, sondern gab seit 1808 auch die (mit Unterbrechungen) noch heute, allerdings ohne Beteiligung des Archivs erscheinende zunächst amtliche, ab 1811 offiziöse „Österreichische Militärische Zeitschrift“ heraus, in der schon zu Beginn zahlreiche kriegsgeschichtliche Darstellungen der Feldzüge des 18. und frühen 19. Jahrhunderts erscheinen konnten.<sup>8</sup>

Das alte Kanzleiarchiv und die Registratur des Hofkriegsrates verloren den Großteil ihres auf die eigentlichen Kriegsoperationen bezüglichen Schriftgutes und die Kartensammlung (ohne das „Geniearchiv“) an das neue Kriegsarchiv, das auch andere Behördenregistraturen „sichtete“ und das Interessanteste für seine Sammlung kurzerhand entnahm bzw. Abschriften anfertigte. Das Kanzleiarchiv ging schließlich 1846 in der

---

<sup>7</sup> Karl Zitterhofer, Die literarische Tätigkeit des Kriegsarchivs 1784-1909, in: Österreichische Militärische Zeitschrift 1909/2, S. 1717-1726; Oskar Regele, Die Geschichtsschreibung im Wiener Kriegsarchiv von 1779 bis zum Ende des ersten Weltkrieges, in: Festschrift zur Feier des zweihundertjährigen Bestandes des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Bd. 1, Wien 1949, S. 732-743.

<sup>8</sup> Karl Zitterhofer, Streffleurs Militärische Zeitschrift 1808-1908. Eine Geschichte dieser Zeitschrift anlässlich ihres 100jährigen Bestehens mit einem Generalregister der Militärischen Zeitschrift 1808-1907 und des Organs 1870-1906, Wien 1908 (Nachtrag 1908-1912, Wien 1913).

Registratur des Hofkriegsrats bzw. des 1848 an dessen Stelle tretenden Kriegsministeriums auf. Der ihm verbliebene Kernbestand, das alte hofkriegsrätliche Urkundendepot, kam von dort 1889 an das Kriegsarchiv.

Das k. k. (seit 1889 k. u. k.) Kriegsarchiv bestand zunächst aus:

- Schriftenabteilung“ (auch „Registratur der Kriegsakten“ oder „Schriftenarchiv“, dem eigentlichen „Archiv“ also)
- einer topographischen Abteilung (längere Zeit das Zentrum des Mappierungswesens, ja der österreichischen Kartographie überhaupt, ehe diese zur Domäne der topographisch-lithographischen Abteilung des Generalstabs bzw. des 1839 geschaffenen Militärgeographischen Instituts, die topographische Abteilung des Kriegsarchivs aber zu einer reinen „Kartensammlung“ wurde, ab 1890 als „Kartenabteilung“ bezeichnet)
- der rasch wachsenden so genannten „Kriegsbibliothek“ und
- einer Abteilung für kriegsgeschichtliche Arbeiten, die, da man nicht zu Unrecht befand, dass wissenschaftliche Auswertung und Verzeichnung einerseits, Sammlung und Erschließung des Materials andererseits einander wechselseitig blockierten, ab 1818 ein institutionelles Eigenleben als „Bureau für Kriegsgeschichte“ beim Generalstab führte, historische Studien für den Dienstgebrauch erarbeitete, seit Mitte des 19. Jahrhunderts aber auch wissenschaftlich erfolgreiche „Generalstabswerke“ zur jüngeren österreichischen Kriegsgeschichte publizierte.<sup>9</sup>

### *2.3 Das Kriegsarchiv als militärgeschichtliche Forschungsanstalt 1876-1918*

1876 wurde das kriegsgeschichtliche Büro des Generalstabs wieder dem Kriegsarchiv als vornehmste Abteilung („Abteilung für Kriegsgeschichte“) eingegliedert. Mit diesem Datum ist auch der Wiederaufstieg des Archivs vom Aktensammler und -verwahrer zu einer wissenschaftlichen Forschungsanstalt von beträchtlichem Format anzusetzen. Den hervor-

---

<sup>9</sup> Der Feldzug der österreichischen Armee in Italien 1848-1849 (1850-1852); Der Winterfeldzug 1848/1849 in Ungarn (1851); Österreichs Kämpfe im Jahre 1866 5 Bde. (1867-1869); Der Krieg in Schleswig-Holstein und Jütland im Jahre 1864 (1870); Der Krieg in Italien 1859 3 Bde. (1872-1876).

ragenden Ruf des Instituts hat dann vor allem die Direktion des selbst als Historiker ausgewiesenen Generals Leander von Wetzer (1840-1904) in den Jahren 1888-1901 international weiter zu stärken vermocht.

Die Unterstützung der Autoren von Regimentsgeschichten im Rahmen der nach der Katastrophe von 1866 deutlich forcierten „Traditionspflege“ war der wissenschaftlich sicher unbedeutendste Aspekt. Ab 1876 erschienen eigene *Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs* (zunächst als Beihefte der Österreichischen Militärischen Zeitschrift). Zugleich wandte sich das Archiv monumentalen Publikationsprojekten zur frühneuzeitlichen Militärgeschichte zu, deren Schwerpunkt zwar immer noch auf der Kriegsgeschichte im engeren Sinne lag, die aber in aller Regel mit hervorragenden Einleitungsbänden zur Struktur- und Institutionengeschichte des habsburgischen Heerwesens im jeweiligen Betrachtungszeitraum eröffnet wurden. Man begann mit den Feldzügen des Prinzen Eugen 1697-1735 (20 Bde. und Registerbd. 1876-1892) und nahm sich dann den Österreichischen Erbfolgekrieg 1740-1748 (9 Bde. 1896-1914) vor, dessen überaus gediegene Geschichte man bis zum Kriegsausbruch 1914 leider nicht mehr ganz abschließen konnte. Das Kriegsarchiv hatte wohl auch zu Vieles gleichzeitig in Angriff genommen, so die Geschichte der Revolutionskriege (die 1905 nach zwei Bänden sogar schon im ersten Kriegsjahr 1792 stecken blieb!), den Krieg von 1809 (4 Bde. 1907-1910), dessen man sich wohl hauptsächlich mit Blick auf die bevorstehenden Hundertjahrfeiern annahm, wobei man mit dem Band über den Sieg von Aspern abbrach, und schließlich die Befreiungskriege 1813-1815 (5 Bde. 1913)<sup>10</sup>. Nur die Kriege Josephs II. lagen schon 1904 fertig bearbeitet in einem Bändchen vor. Die von dem Konservator am Heeresmuseum und späteren Professor für Mittelalterliche Geschichte Wilhelm Erben eingemahnte „Heeresgeschichte“, also eine zur reinen Kriegsgeschichte komplementäre Organisationsgeschichte des habsburgischen Heerwesens<sup>11</sup>, versuchte Oberst Alphons Freiherr von Wrede (1843-1909) mit seinem bis heute gültigen Standardwerk, das leider ebenfalls unvollendet blieb.<sup>12</sup>

---

<sup>10</sup> Über den Krieg von 1809 und die Befreiungskriege publizierte das Kriegsarchiv auch reich illustrierte populäre Darstellungen: Das Kriegsjahr 1809 in Einzeldarstellungen 11 Bde. (1905-1910); 1813-1815. Österreich in den Befreiungskrieges 10 Bde. (1911-1914).

<sup>11</sup> Wilhelm Erben, Heeresgeschichte, in: Deutsche Geschichtsblätter 3 (1903), S. 33-47.

<sup>12</sup> Geschichte der k. und k. Wehrmacht. Die Regimenter, Corps, Branchen und Anstalten von 1618 bis Ende des XIX. Jahrhunderts, 5 Bde., Wien 1898-1905.

Nicht zuletzt im Sinne der dem Kriegsarchiv übertragenen amtlichen Kriegsgeschichtsschreibung wurde auch die Sammel- und Einziehungstätigkeit merklich intensiviert. Bis Ende des 19. Jahrhunderts hatte das Kriegsarchiv nahezu das gesamte bis dahin noch andernorts verwahrte militärische Archivgut von historischer Bedeutung an sich gezogen, darunter die immer noch im Kriegsministerium lagernden frühneuzeitlichen Behördenregistraturen, und war damit wirklich zum militärischen Zentralarchiv der Monarchie angewachsen. Die einst relativ bescheidene „Schriftenabteilung“ gliederte sich so ab dem Ende des 19. Jahrhunderts schon in drei „Sektionen“ (Bestandsgruppen).

Mit dem 1. Weltkrieg wuchsen dem Kriegsarchiv neue Aufgaben zu, nicht nur bei der Übernahme von Massenschriftgut aus dem Frontbereich, sondern auch in Gestalt großangelegter Presse- und Propagandaarbeit, wofür der Personalstand des Archivs gewaltig erhöht werden musste, und zwar von 45 Personen vor dem Krieg auf 312 im Jahre 1917. Bedeutende Dichter und Schriftsteller wie Rudolf Hans Bartsch, Franz Karl Ginzkey, Rainer Maria Rilke, Felix Salten, Alfred Polgar, Franz Theodor Csokor oder Stefan Zweig verbrachten die Kriegszeit in der so genannten Literarischen Gruppe des Kriegsarchivs.<sup>13</sup>

#### *2.4 Vom Doppeladler zum Hakenkreuz 1918-1945*

Das Jahr 1918 brachte nicht nur das Ende der Habsburgermonarchie und der alten k. u. k. Armee. Auch das Kriegsarchiv wurde nach dem Zusammenbruch – übrigens bei beachtlicher personeller Kontinuität – von einer Heeresanstalt zu einer zivilen Institution, der nach dem Zerfall der Monarchie massenhaft neues Aktenmaterial aufgelöster Dienststellen und bisher eigenständiger Archive (wie des Militärgerichtsarchivs oder des Marinearchivs) zufiel. Dem standen ebenfalls beträchtliche Aktenauslieferungen an andere Nachfolgestaaten gegenüber. Die Stifstkaserne, in die man 1905 übersiedelt war, platzte schon während des Krieges aus allen Nähten, im Kasernenhof mussten sogar Baracken aufgestellt werden, um den Dokumentenschätzen ein (provisorisches) Dach über dem Kopf bieten zu können.

Was die Forschung betraf, so war der Große Krieg von 1914-1918 natür-

---

<sup>13</sup> Kurt Peball, Literarische Publikationen des Kriegsarchivs im Weltkrieg 1914-1918, in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 14 (1961) 240-260.



lich ein traumatischer Einschnitt, der alle Aufmerksamkeit auf sich zog. Auch das letzte vom Kriegsarchiv 1930-1938 herausgebrachte „Generalstabswerk“ alten Zuschnitts mit dem wehmütigen Titel „Österreich-Ungarns letzter Krieg“ (7 Bde., 7 Beilagenbde. und 1 Register) galt daher folgerichtig der Geschichte des 1. Weltkriegs. Für dieses Großunternehmen hatte man schon 1925 die 1919 aufgelöste kriegsgeschichtliche Abteilung des Archivs neugegründet.

1938-1945 war das Kriegsarchiv als „Heeresarchiv Wien“ Teil der deutschen Heeresarchivorganisation unter dem Oberkommando des Heeres, während das Marinearchiv dem Oberkommando der Kriegsmarine unterstellt, für das künstlich ausgesonderte Schriftgut zur militärischen Luftfahrt aber eine eigene Kriegswissenschaftliche Abteilung der Luftwaffe („Luftfahrtarchiv“) gegründet und die Bibliothek den Deutschen Heeresbüchereien zugeschlagen wurde.<sup>14</sup> Die Tendenz der Spätzeit der Habsburgermonarchie zur Zentralisierung möglichst des gesamten militärisch relevanten Schriftgutes setzte sich in der NS-Zeit fort, ja wurde noch verstärkt. Unter anderem kam so auch das mit dem „Anschluss“ archivwürdig gewordene Material zur Geschichte des 1. Österreichischen Bundesheeres in das Wiener Heeresarchiv. Aus besetzten Gebieten verschlepptes Schriftgut musste nach Kriegsende restituiert werden.

### *2.5 Das Kriegsarchiv als Teil des Österreichischen Staatsarchivs nach 1945*

1945 wurde das Kriegsarchiv dann zu einer Abteilung des als Dachorganisation der Bundesarchive neu geschaffenen Österreichischen Staatsarchivs, einer nachgeordneten Dienststelle des Bundeskanzleramts.

Auch das Kriegsarchiv hatte, vor allem bei den Auslagerungen seiner Bestände im Zeichen des Bombenkrieges, Verluste hinnehmen müssen, viel weniger aber als etwa das Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Die Übernahme von Personenschriftgut zu österreichischen Angehörigen der Deutschen Wehrmacht ab 1958 erwies sich, wie schon eingangs ausgeführt, wegen der damit verbundenen Verpflichtung zur Ausstellung von

---

<sup>14</sup> Friedrich Christian Stahl, Die Organisation des Heeresarchivwesens in Deutschland 1936-1945, in: Heinz Boberach/Hans Booms (Hrsg.), Aus der Arbeit des Bundesarchivs. Beiträge zum Archivwesen, zur Quellenkunde und Zeitgeschichte (Schriften des Bundesarchivs 25), Boppard/Rhein 1977, S. 69-101.

Dienstzeitbestätigungen bestenfalls als Danaergeschenk. Schon 1984-1987 wurde das militärische Schriftgut der 1. und 2. Republik sowie der NS-Zeit wieder an das neugegründete Archiv der Republik abgetreten, während 1983/1984 die Militärmatriken, also die selbständig geführten Kirchenbücher der Regimenter, Korps und Anstalten samt zugehörigen bzw. verwandten Unterlagen mit Inkrafttreten des Personenstandsgesetzes 1983 aus der Verwahrung des Innenministeriums an das Kriegsarchiv gelangten.

Die massenhaften Neuzugänge machten schon ab 1918 eine adäquate Verzeichnung aller Bestände so gut wie unmöglich. Waren die in der Gründungsphase des Archivs durch systematische Plünderung von Behördenschriftgut gebildeten Sammelbestände (insbesondere Alte Feldakten und kriegswissenschaftliche Mémoires) noch ziemlich lückenlos regestenartig bis auf die Ebene des Einzelstücks verzeichnet worden (der Doyen der österreichischen Geschichtswissenschaft Oswald Redlich lobte 1906 das Kriegsarchiv „als das bestorganisierte und an wissenschaftlicher Leistung hervorragendste unter den öffentlichen Archiven Wiens“), so stand man den ab dem späten 19. Jahrhundert zuwachsenden Behördenregistraturen mitunter etwas hilflos gegenüber. Die im Großen und Ganzen bis 1945 durchgehaltene Monopolisierung der Militärgeschichtsforschung durch die eigene Institution ließ eine publikumsfreundliche Aufbereitung der Bestände oder die in der österreichischen Archivlandschaft traditionell unübliche Veröffentlichung von Bestandsverzeichnissen lange Zeit durchaus entbehrlich erscheinen.

Erst nach dem 2. Weltkrieg erging der Auftrag zur Erarbeitung einer Bestandsübersicht nach dem Vorbild des Gesamtinventars des Haus-, Hof- und Staatsarchivs aus den 1930er Jahren.<sup>15</sup> Das in verhältnismäßig kurzer Zeit erstellte Inventar des Kriegsarchivs aus dem Jahre 1953 ist bis heute die einzige Möglichkeit für Forscher, sich einen relativ eingehenden Gesamtüberblick über die Bestände der Abteilung zu verschaffen. Zu einer in den 1970er Jahren geplanten Neubearbeitung ist es leider nicht gekommen.

Anders als im Gesamtinventar des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, das vor allem durch extrem ausführliche bestandsgeschichtliche Abschnitte auf

---

<sup>15</sup> Ludwig Bittner (Hrsg.), Gesamtinventar des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs, 5 Bde., Wien 1936-1940.

höchstem Niveau besticht, erfährt der Interessierte im Inventar des Kriegsarchivs relativ wenig zur Archivierungsgeschichte der einzelnen Bestände; auch die behördengeschichtlichen Abrisse genügen meist nicht. Die Hinweise zu Such- und Bestellroutinen fließen zwar deutlich reicher als in dem sehr praxisfernen Gesamtinventar des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, sind aber nicht zuletzt auch durch Umstrukturierungen, Abtretungen und Neuzugänge der letzten 50 Jahre in weiten Bereichen überholt. Die 1991-1993 durchgeführte Übersiedlung aus der bei vielen Besuchern wegen ihres morbiden „Charmes“ beliebten Stiftkaserne im 7. Wiener Gemeindebezirk in das 1981-1986 errichtete Zentralarchivgebäude in einem wenig attraktiven autobahnnahen Teil des 3. Bezirks hat beispielsweise durch die massenhafte Umlegung der alten Faszikel in Kartons so manches bestehende Findmittel obsolet und Konkordanzen erforderlich gemacht. Andererseits konnten bei dieser Gelegenheit auch einige bis dahin kaum beachtete Bestände erstmals mit groben Übersichtsverzeichnissen ausgestattet werden.

#### *2.6 Verstärkte Transparenz als Voraussetzung für eine Intensivierung der militärhistorischen Forschung*

Die von akademischen Forschern bedauerte, weil selbständiges Arbeiten natürlich behindernde geringe Transparenz der Bestandsstruktur und des Bestellvorgangs ist für die Mehrzahl der Besucher des Kriegsarchivs, „Familienforscher“ und Amateurchistoriker, kein wirkliches Problem. Im Gegenteil: Der direkte Kontakt mit den bestandsführenden Referenten erleichtert ihnen über auf den Einzelfall abgestimmte mündliche Auskunft den Zugang zum jeweils gesuchten Material viel eher als ein ausgefeiltes Verzeichnis für das Selbststudium. Nur ein verschwindend geringer Prozentsatz der mehr als 500 Findmittel verschiedenster Stufen, über die das Kriegsarchiv verfügt, wurde daher bisher im zentralen Lesesaal zugänglich gemacht. Seit 2004/2005 sind die bisher weit verstreuten Findmittel, aktuelle wie zumindest noch bestandsgeschichtlich aufschlussreiche, nunmehr in einem Repertorienraum vereint.

Findmittel sind aber nicht nur Informationsinstrumente nach außen, sie fixieren den aktuellen Wissensstand auch für den inneren Betrieb. Unbedachtes Hüten von in jahrelanger Praxis erworbenem Spezial- und Detailwissen, eine „Berufskrankheit“ nicht weniger Archivbediensteter,

referatsweiser Isolationismus, aber auch die unberechtigte Voraussetzung von Routineknowhow, das natürlich in Wahrheit nur dem Erfahrenen zur Verfügung steht, können bei Pensionierungen und überraschenden Todesfällen katastrophale Auswirkungen auf die Bestandskenntnis innerhalb eines Archivs haben. Schriftliche Fixierung aller wesentlichen Informationen ist daher oberstes Gebot einer geordneten Bestandsbetreuung. Zur einheitlichen Verzeichnung der Bestände der fünf Teilarchive (Allgemeines Verwaltungsarchiv; Archiv der Republik; Finanz- und Hofkammerarchiv; Haus-, Hof- und Staatsarchiv; Kriegsarchiv) hat sich die Generaldirektion des Österreichischen Staatsarchivs 2004 zum Ankauf eines ausgereiften elektronischen Verzeichnissystems („Archivinformationssystem“, kurz AIS) der Firma SCOPE (Basel) entschlossen, dem als wesentliches Regelwerk der international gängige ISAD (G)-Standard zugrunde liegt.<sup>16</sup> Bei der seit 2004 laufenden Implementierung des neuen Verzeichnungsinstrumentariums gilt es nicht zuletzt, die durch das lange institutionelle und räumliche Eigenleben der einzelnen Abteilungen des Staatsarchivs, aber auch durch die Defizite der österreichischen Archivarsausbildung sehr unterschiedlichen Verzeichnungstraditionen, Ordnungsstrukturen usw. möglichst ohne Informationsverlust zu homogenisieren. Die papierenen Verzeichnisse sollen Schritt für Schritt in das System eingebracht werden. Das im Aufbau befindliche AIS des Österreichischen Staatsarchivs wird in absehbarer Zeit auch über das Internet einsehbar sein und so in vielerlei Hinsicht eine echte Revolutionierung seiner Öffentlichkeitswirksamkeit bringen, etwa auch durch die Möglichkeit der online-Bestellung.

### *3. Die Bestände des Kriegsarchivs<sup>17</sup>*

Ich habe bereits an anderer Stelle die unzähligen Desiderate auf dem weiten Feld der frühneuzeitlichen Militärgeschichte der Habsburgermonarchie behandelt.<sup>18</sup> Im Folgenden soll daher in erster Linie auf das im

---

<sup>16</sup> Website des International Council on Archives [www.ica.org/](http://www.ica.org/). ISAD (G). Internationale Grundsätze für die archivische Verzeichnung (Veröffentlichungen der Archivschule Marburg 23), 2. Aufl. Marburg 2002.

<sup>17</sup> Übersichten bieten etwa das Inventar des Kriegsarchivs (Anm. 6) oder auch Rainer Egger, Das Kriegsarchiv in Wien, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 1970/1, S. 113-120, 1970/2, S. 167-175, 1971/1, S. 173-181, 1972/1, S. 127-135. Die personengeschichtlich relevanten Bestände behandelt ders. ausführlich in Das Kriegsarchiv und seine genealogischen Quellen, in: *Scrinium* 5 (1971), S. 1-56.

Kriegsarchiv vorhandene Material aufmerksam gemacht werden.

Die gültige Geschäftseinteilung sieht fünf „Referate“ vor:

I. die Personalevidenzen

II. die Feldakten

III. Allerhöchster Oberbefehl und Zentralstellen

IV. Kriegsmarine und Luftfahrtarchiv

V. Sammlungen.

Die selbständige Bibliothek des Kriegsarchivs ging 1984 in der neugeschaffenen Organisationseinheit „Bibliothek des Österreichischen Staatsarchivs“ auf, in der man die Hand- und Fachbibliotheken der einzelnen Abteilungen nun zusammenfasste. Auch wenn die Zentralbibliothek des Staatsarchivs seit 2004 keine eigene Abteilung mehr bildet, so blieb doch die Konzentration der Buchbestände aufrecht. Ankauf und Katalogisierung erfolgen heute extern durch die Administrative Bibliothek des Bundeskanzleramtes. Der Bibliotheksbestand des Kriegsarchivs bildet mit an die 400.000 Bänden den Kern der Staatsarchivbibliothek. Bis etwa 1914 (1918) stellte eine sehr großzügige Bibliothekspolitik sicher, dass so gut wie jedes kriegsgeschichtlich bzw. kriegswissenschaftlich relevante Werk angekauft wurde. Nach dem Zusammenbruch an das Kriegsarchiv gelangte Spezialbibliotheken blieben meist als gesonderte Bestandskörper erhalten (Bibliothek des technischen und administrativen Militärcomités, Bibliothek der Technischen Militärakademie, die auch die Bibliotheken des Bombardierkorps und der Artilleriebibliothek enthielt, Marinebibliothek). Mit der Notzeit der 1. Republik wird die Wahrscheinlichkeit, fündig zu werden, natürlich schlagartig geringer. Heute lebt die Archivbibliothek, immer noch die bedeutendste militärwissenschaftliche Fachbibliothek des deutschen Sprachraums, im Wesentlichen von Pflichtexemplaren, die die Archivbenützer nach Benützungsordnung zu stellen haben.

Den genannten fünf „Referaten“ des Archivs sind 22 „Bestandsgruppen“ im archivwissenschaftlichen Sinn zugeordnet:

---

<sup>18</sup> Michael Hochedlinger, Quellen zum kaiserlichen bzw. k. k. Kriegswesen, in: Josef Pauser/Martin Scheutz/Thomas Winkelbauer (Hrsg.), Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.-18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 44), Wien/München 2004, S. 162-181.

- 1 Personalunterlagen
- 2 Versorgungsunterlagen
- 3 Militärmatriken
- 4 Kriegsverluste
- 5 Belohnungsakten
- 6 Feldakten
- 7 Archive der Truppenkörper
- 8 Allerhöchster Oberbefehl
- 9 Leibgarden
- 10 Zentralstellen
- 11 Mittelbehörden
- 12 Territorialkommanden
- 13 Militärgerichtsarchiv
- 14 Militäranstalten
- 15 Militärerziehungs- und Bildungsanstalten
- 16 Kriegsmarine
- 17 Luftfahrtarchiv
- 18 Karten- und Plansammlung
- 19 Bildersammlungen und audiovisuelle Sammlungen
- 20 Militärische Nachlässe
- 21 Manuskripte
- 22 Flugschriften, Plakat- und Zeitungsausschnittsammlung

Aus der Masse des Materials greife ich nur das Allerwesentlichste heraus:

#### I. Personalialia

Personenbezogene Recherchen aus der Zeit vor Einsetzen der Hauptüberlieferung der Musterlisten und Standstabellen (etwa 1740) sind, was den gemeinen Soldaten betrifft, in der Regel aussichtslos. Allerdings haben sich Musterlisten und verwandtes Schriftgut auch für frühere Zeitabschnitte, besonders in den Alten Feldakten, erhalten. Auch für Offiziere sind die Musterlisten natürlich eine wichtige Quelle, für sie hat man daher noch Ende des 19. Jahrhunderts mit der Verkartung begonnen,

ohne mit diesem Kraftakt bis zum Zusammenbruch der Monarchie zu Ende gekommen zu sein. Für Offiziere und Generalspersonen kommen uns freilich ergänzende Überlieferungen zu Hilfe. Die 1761 nach preußischem Muster eingeführten Conduitelisten sind zwar im Wesentlichen erst ab den 1820er Jahren erhalten, dafür erlaubt das Schriftgut der militärischen Zentralbehörde, des Hofkriegsrates (siehe unten), in aller Regel eine relativ genaue Rekonstruktion einer Offizierskarriere. Da dort über die zeitgenössischen jährweise geführten Indices und Protokolle gearbeitet werden muss (die Akten sind bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts erheblich durch Skartierung (Kassation) gelichtet), ist der Arbeitsaufwand allerdings sehr beträchtlich. Ergänzend stellen die Personalia die so genannten Versorgungsunterlagen zur Verfügung, namentlich Stabsbücher und Pensionsprotokolle, die Gehalts- und Pensionsauszahlungen an Offiziere und deren Hinterbliebene nachweisen. Auch die Heiratskautionsunterlagen können komplementäre Informationen, etwa zu den Familienverhältnissen, bieten. Als eine besonders bemerkenswerte Quelle zu personengeschichtlichen Aspekten dürfen wir schließlich noch die Militärmatriken ansprechen, also die zum Teil bis ins 17. Jahrhundert zurückreichenden militärischen Tauf-, Trauungs- und Sterbebücher.

## II. Feldakten

Die Alten Feldakten (15. Jahrhundert bis 1882), ein hauptsächlich durch Plünderung von Behördenschriftgut geschaffener Sammelbestand, bildeten bis zur Übernahme ganzer Behördenregistraturen ab 1889 den eigentlichen Kernbestand des Kriegsarchivs. Überwiegend betreffen die Alten Feldakten die Kriegsoperationen der kaiserlichen bzw. k. k. Armeen im engeren Sinne und dienen daher als Grundlage für die amtliche Kriegsgeschichtsschreibung. Sie erliegen in chronologischer Ordnung und werden bei gleichzeitigen Kampfhandlungen an verschiedenen Fronten noch durch Angabe des Kriegsschauplatzes spezifiziert. Sie sind durch Indices und Regesten sehr gut erschlossen. Ergänzt werden die Feldakten von den so genannten Armeekakten, Resten der Registraturen von Feldarmeen, die in der Masse mit dem Ende des 18. Jahrhunderts einsetzen und überwiegend Gegenstände der Militärverwaltung im Felde betreffen. Die Archive der Truppenkörper, darunter erhalten gebliebene Regimentsarchive, reichen nur in wenigen Fällen (z. B. für das Bombar-

dierkorps) in die Frühe Neuzeit zurück. Personengeschichtlich interessant sind die „Belohnungsakten“, die ab 1789 Material über die Verleihung der von Joseph II. für Unteroffiziere und Mannschaften gestifteten Tapferkeitsmedaille enthalten. Den „Belohnungsakten“ im weitesten Sinne wird das wertvolle Archiv des 1757 gegründeten Militär-Maria-Theresien-Ordens zugerechnet, das über Ordensritter, aber auch über erfolglose Bewerber wichtige Informationen bereithält. Eine moderne Geschichte des Ordens fehlt.

### III. Allerhöchster Oberbefehl und Zentralstellen

Es ist dies die Gruppe der vom Kriegsarchiv im Laufe der Zeit übernommenen Behördenregistraturen. Für den Frühneuzeitler ist von der Gruppe Allerhöchster Oberbefehl nur der im Siebenjährigen Krieg entstandene General(quartiermeister)stab interessant, doch setzt der Bestand leider erst 1808 ein. Frühere Stücke sind überwiegend in die Sammelbestände wie die Mémoires geraten.

Ein kaum aufgearbeitetes Juwel sind die Archive der Leibgarden am Kaiserhof, eine Dauerleihgabe des eigentlich für die Verwahrung zuständigen Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Akten und Bücher reichen zum Teil bis ins 17. Jahrhundert zurück.

Unter den Zentralstellen ragt der Hofkriegsrat, die militärische Zentralbehörde der Monarchie von 1556 bis 1848, heraus. Die Geschäftsbücher sind in bemerkenswerter Geschlossenheit vom 16. bis ins 19. Jahrhundert erhalten, die Akten leider im Laufe der Zeit stark ausgedünnt worden, doch können die Protokolleinträge etwa des 18. Jahrhunderts aufgrund ihrer Ausführlichkeit mitunter das Aktenstück selbst durchaus ersetzen. Das Schriftgut des Hofkriegsrates ist natürlich die zentrale Grundlage für eine bislang nicht geschriebene Behördengeschichte, aber auch darüber hinaus wesentliches Auskunftsmittel zu allen Fragen des habsburgischen Militärwesens der Frühen Neuzeit betreffend.

Der Hauptreihe ist eine größere Zahl von Sonderreihen angeschlossen, darunter die „Bestellungen“ (die Konzepte der Ernennungspatente in höhere Offiziers- und Generalschergen), eine Sonderlegung von Testamenten und eine riesige Sammlung von normativen Erlässen der Zentralverwaltung (Normalien- und Impressensammlung).

Die archivalische Hinterlassenschaft des für die Verwaltung der kroa-



tisch-slawnischen Militärgrenze zuständigen Innerösterreichischen Hofkriegsrates in Graz (samt Nachfolgebehörde, 1578-1749) ist ebenfalls ins Kriegsarchiv gelangt, ebenso das Schriftgut des nur als Expositur der Wiener Behörde zu betrachtenden so genannten Prager Hofkriegsrates aus der Zeit Kaiser Rudolfs II. (bis 1612).

Das hofkriegsrätliche Material wird sehr gut ergänzt durch das Schriftgut, das sich bei Feldmarschall Graf Lacy (1725-1801) erwuchs, als er nach seinem Rücktritt vom Hofkriegsratspräsidium 1774 im Hintergrund als wichtigster Militärberater des Monarchen weiter wirkte („Kriegsminister Lacy Akten“).

Sehr wichtig und durch die thematische Ablage des Schriftenmaterials relativ praktisch zu benützen ist das Archiv der Hofkommission Nostitz-Rieneck, die 1791 bis 1796 das Militärsystem maria-theresianisch-josephinischer Prägung zu durchleuchten hatte und einschlägige Gutachten produzierte, denen Vorakten angeschlossen wurden.

Die Schaffung eines Kriegs- und Marineministeriums, das 1801-1805 und wieder 1806-1809 dem Hofkriegsrat vorgeordnet und dem Bruder Kaiser Franz II./I., Erzherzog Karl, unterstellt wurde, findet ihren Niederschlag in dem von der Forschung nur sporadisch ausgewerteten Bestand „Kriegsministerialakten“.

Das Generalkriegskommissariat, das seit der Schlussphase des Dreißigjährigen Krieges für die ökonomischen Belange des Militärapparats und insbesondere für die Rechnungsrichtigkeit und die Musterung des Truppenstandes zuständig war, ehe es in den 1760er Jahren im Hofkriegsrat aufging, hat dagegen nur Bruchstücke seines Schriftguts hinterlassen, überwiegend aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Deutlich besser sieht es bei den militärischen Mittelbehörden aus. Bedeutende Archivkörper sind etwa das Apostolische Feldvikariat, die oberste Aufsichtsbehörde für die Militärseelsorge (1773 gegründet), das Invalidenhauptamt mit Vorgängerorganisationen (1723-1803), das Geniehauptamt (ab 1756), das Artilleriehauptzeugamt (ab 1772) oder das Verpflegungshauptamt (1780-1803).

Auch von den Territorialkommanden ist viel Archivgut in das Kriegsarchiv gelangt. Für die Frühe Neuzeit sind relevant das Wiener Generalkommando (ab 1752), das Tiroler Militärkommando (1784-1801), das Vorderösterreichische Generalkommando (1770-1800) und das Nieder-

ländische Generalkommando (1766-1794). Das Grazer Generalkommando erlitt bei der Verlagerung im 2. Weltkrieg gerade in seinen älteren Teilen schwere Verluste.

Unter den Militäranstalten ist für unseren Betrachtungszeitraum im Grunde nur das Schriftgut der Militärinvalidenhäuser von Wien und Pettau (Kopien, der Bestand selbst musste an Jugoslawien ausgeliefert werden) erwähnenswert, das mit seinen Verlassenschaftsabhandlungen in das 18. Jahrhundert zurückreicht.

Viel bemerkenswerter ist das Material der Bestandsgruppe Militärerziehungs- und Bildungsanstalten. Den Frühneuzeithistoriker werden vor allem die Archive der Maria-Theresianischen Militärakademie in der Wiener Neustadt und der Technischen Militärakademie (Ingenieurakademie) anziehen, die leider beide 1920 bei einem Brand im Kriegsarchiv schweren Schaden genommen haben.

#### IV. Kriegsmarine und Luftfahrtarchiv

Die Bestandsgruppe Kriegsmarine hat für die Frühe Neuzeit kaum etwas zu bieten. Einschlägiges Material zu den frühen Marineambitionen der Habsburger, etwa in der Adria, ist viel eher in der Registratur des Hofkriegsrats, im Hofkammerarchiv oder im Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu suchen.

#### V. Sammlungen

Im Bereich der Sammlungen nimmt die stark benützte Karten- und Plansammlung den prominentesten Platz ein. Sie ist die größte Österreichs und übersichtlich in geographisch bestimmte Serien gegliedert. Zu den besonders nachgefragten Schätzen zählt natürlich die Josephinische Landesaufnahme der Monarchie (ab 1764). Auch der Bestand Kriegsmarine und der Schriftgutnachlass des Artilleriehauptzeugamtes und des Technischen Militärcomités enthalten übrigens umfangreiche Plansammlungen mehr technischen Zuschnitts (technische Zeichnungen, Schiffsbaupläne etc.). Der Schwerpunkt der ebenfalls gewaltigen Bildersammlung liegt nach großen Abtretungen an die Nationalbibliothek und das Heeresmuseum 1922 im 19. und frühen 20. Jahrhundert.

Ebenfalls unter die stark frequentierten Sektoren des Kriegsarchivs ist die

heute sehr umfangreiche Sammlung militärischer Nachlässe zu rechnen. Die Ursprünge der Nachlasssammlung waren bescheiden. Schriftennachlässe von Militärpersonen wurden zwar spätestens seit 1782 behördlich gesichtet und die amtlichen Teile z. B. im Hofkriegskanzleiarchiv hinterlegt, woraus sich wiederum das Kriegsarchiv bedienen durfte. Diese Nachlasssplitter, auch die im Laufe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts dem Kriegsarchiv gespendeten, hat man aber leider in aller Regel zur Ergänzung der Aktensammlungen verwendet und nicht gesondert abgelegt. Erst als nach dem 2. Weltkrieg allmählich auch in unseren Breiten die (privaten) Schriftennachlässe bedeutender Personen des öffentlichen Lebens zu einer gesuchten komplementären Quelle wurden, aus der sich das spröde Behördenschriftgut schön ergänzen und verlebendigen ließ, ging man im Kriegsarchiv an den Aufbau einer eigenen Nachlasssammlung, teilweise durch die verdienstvolle Rekonstruktion zersprengter authentischer Nachlässe, teilweise aber auch durch willkürliche Entnahme aus anderen Beständen nach dem totgeglaubten Pertinenzprinzip. Besonders forciert wurde aber auch der systematische Erwerb von noch in privater Hand befindlichen Nachlässen, wobei die sehr emsige Sammlungspolitik nicht mehr nur Militärpersonen ins Visier nahm, sondern darüber hinaus Schriftennachlässe „von politisch handelnden Personen“ in weitester Auslegung acquirierte. Indes gelang es nicht, innerhalb des Österreichischen Staatsarchivs selbst alle Nachlässe und Familienarchive zusammenzuführen. Über einschlägige Sammlungen bzw. Archive verfügen daher weiterhin auch das Haus-, Hof- und Staatsarchiv und das Allgemeine Verwaltungsarchiv. 2003 wurde die Nachlasssammlung des Kriegsarchivs geteilt, die militärischen Nachlässe verblieben dem „Mutterarchiv“, die „zivilen“ Nachlässe aber werden nunmehr von der Abteilung Allgemeines Verwaltungsarchiv betreut. Der bedeutendste frühneuzeitliche Schriftennachlass in der Verwahrung des Kriegsarchivs ist zweifelsohne jener Raimondo Montecuccolis (1609-1680).

Neben den Alten Feldakten und den Mémoires bildete die Manuskriptsammlung den dritten Kernbestand des Kriegsarchivs in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens. Sie ist heute, obwohl auf mittlerweile 12 Serien angewachsen, zu Unrecht ein wenig in den Hintergrund gerückt. Für den Frühneuzeitmilitärhistoriker sind insbesondere die Manuskripte zur Kriegsgeschichte erwähnenswert, deren Grundstock von den ab 1779 im Auftrag Kaiser Josephs II. erarbeiteten Studien

gebildet wird. Hinzu kamen ab 1801 die kriegsgeschichtlichen Arbeiten des Kriegsarchivs, dann des Generalstabsbüros für Kriegsgeschichte, die ebenfalls nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren.

### **Österreichisches Staatsarchiv/Kriegsarchiv**

Nottendorfer Gasse 2-4, A-1030 WIEN

Tel.: +43-1-79540-452

FAX: +43-1-79540-109

e-mail: [kapost@oesta.gv.at](mailto:kapost@oesta.gv.at)

<http://www.oesta.gv.at>

Öffnungszeiten des Zentrallesesaals:

Montag, Donnerstag 9-17 Uhr

Dienstag, Mittwoch 9-18 Uhr

Freitag 9-13 Uhr

Der Zugang ist seit 1.1.2004 kostenpflichtig (Wochen-, Monats- oder Jahreskarte).

## Ulrike Kleemeier

„Clausewitz in the 21<sup>st</sup> Century“  
(Oxford, 21. bis 23. März 2005)

Die Konferenz fand im Rahmen des Oxford Leverhulme Forschungsprogramms zum Thema „The Changing Character of War“ statt. Leitmotiv war die Frage, inwiefern das Clausewitzsche Werk zum Verständnis neuerer und neuester Entwicklungen im Bereich des Krieges und bewaffneter Konflikte beitragen könne?

*Hew Strachan* (All Soul's College, Oxford) eröffnete die Tagung mit einem breit gespannten Überblick über Probleme der Clausewitz-Interpretation. Er machte auf die folgenden Punkte aufmerksam: 1) Die teilweise vorhandene Fixierung auf die Bücher I und VIII von „Vom Kriege“ sei inadäquat, weil sie zu viele Themen und Thesen des Clausewitzschen Werkes aus der Betrachtung ausschließe. 2) Es sei zu beachten, dass Clausewitz' Aussagen häufig nicht den Charakter von Beschreibungen der Kriegswirklichkeit, sondern vielmehr den Status von „Idealtypen“ hätten, denen in der Realität nichts vollständig entspreche. 3) Zu berücksichtigen sei, dass jede Generation von Rezipienten ihren eigenen Clausewitz habe. Der Zugriff auf die Clausewitzsche Kriegstheorie sei demnach stark geprägt von dem jeweils vorherrschenden Kriegsbild.

*Jan Willem Honig* (King's College, London) hielt einen Vortrag zum Thema „Problems of Text and Translation“. Honig verglich die drei wichtigsten englischen Übersetzungen von „Vom Kriege“ miteinander. Er kam dabei zu dem Schluss, dass jede Übersetzung grundsätzlich auch Interpretation sei. Insofern stellen seiner Meinung nach die drei englischen Übertragungen auch konkurrierende Deutungen des Clausewitzschen Textes dar. Honig verdeutlichte seine Überlegungen anhand der beiden Begriffspaare „absoluter Krieg – wirklicher Krieg“ und „totaler Krieg – begrenzter Krieg“.

*Chris Bassford* (National War College, Washington DC) stellte Betrachtungen zum Thema „Primacy of Policy vs the Trinity“ an. Er untersuchte verschiedene Bedeutungsschichten der so genannten „wunderlichen Dreifaltigkeit“. In diesem Zusammenhang machte er darauf aufmerksam, dass der Krieg für Clausewitz eben nicht nur eine Angelegenheit der Poli-

tik sei, sondern aus einem Zusammenspiel von drei verschiedenen Faktoren bestehe, so zum Beispiel von Staat, Volk und Streitkräften.

*Daniel Moran* (Naval Postgraduate School, Monterey CA) äußerte sich zum Problemfeld „Aims and Objectives in War“. Er klärte über diverse Missverständnisse der Clausewitzschen Formel vom Primat der Politik auf und wandte sich gegen die gegenwärtig verbreitete Kritik, Clausewitz` Politikbegriff sei ausschließlich staatszentriert, weshalb seine Theorie auf nichtstaatliche Konflikte nicht anwendbar sei. Er kam jedoch letztlich zu dem Schluss, dass die Abstimmung von Zielen und Mitteln im Krieg unter heutigen Bedingungen immer schwieriger geworden sei.

*José Fernández Vega* (Argentine National Research Council, Buenos Aires) hielt einen Vortrag mit dem Titel „War as 'Art': Aesthetics and Politics in Clausewitz` Social thinking“. Vega vertrat den Standpunkt, dass viele Aussagen von Clausewitz vor dem Hintergrund von Kants „Kritik der Urteilkraft“ zu verstehen seien. Strategisches Denken bei Clausewitz sei, so Vega, eine Art der Kunst und nicht eine wissenschaftliche Angelegenheit. Aus diesem Grund betone Clausewitz unablässig, dass es im Krieg keine Regeln oder Gesetze gäbe. Der Krieg sei vielmehr ein Gebiet, in dem wir wesentlich auf unser Urteilsvermögen angewiesen blieben.

*Beatrice Heuser* (Militärgeschichtliches Forschungsamt, Potsdam) widmete sich dem Thema „Clausewitz` Methodology and it`s Relevance for Today“. Sie vertrat die Meinung, dass sich aus dem Clausewitzschen Denken ein moderner Strategiebegriff extrahieren ließe, um mit dessen Hilfe vergangene und gegenwärtige Konflikte zu analysieren. Unter „Strategie“ wollte sie die Anwendung von Gewalt zu politischen Zwecken verstehen. Dieses Konzept von Strategie wiche zwar von Clausewitz` eigenen Formulierungen ab, ist jedoch nach Heuser mit seinen Gedanken zum Verhältnis von Krieg und Politik vereinbar.

*Christopher Daases* (Ludwig-Maximilians-Universität München) Vortrag befasste sich mit dem Gegenstand „Clausewitz and Small Wars“. In diesem Zusammenhang versuchte er zunächst, den Begriff des kleinen Krieges zu klären. Auch setzte er sich mit der aktuellen Kritik an Clausewitz auseinander, die dem Clausewitzschen Werk vorwerfen, den „großen“ Krieg zu sehr in den Mittelpunkt zu stellen. Er verwies hierbei auf Clausewitz „Vorlesungen über den Kleinen Krieg“.

*Herfried Münkler* (Humboldt-Universität zu Berlin) sprach zum Thema

„Clausewitz and the Privatisation of War and Violence“. Münkler ging vom gegenwärtigen Kriegsbild aus, das im Zeichen des Verlustes moderner Staatlichkeit stehe. Dazu gehörten unter anderem die Tendenz zur Privatisierung von kriegerischer Gewalt durch Sicherheitsfirmen, die Existenz von „warlords“, die an persönlicher Bereicherung interessiert seien, und die vollständige Verwischung der Grenzen zwischen Kombattanten und Nicht-Kombattanten. Jedoch wandte sich Münkler gegen die Vorstellung, es bestehe ein Widerspruch zwischen der Clausewitzschen Kriegstheorie und den aktuellen Formen des Krieges. Die Clausewitzsche Trinität sei, wenn man sie richtig verstehe, auch auf letztere Konflikte anwendbar.

*Ulrike Kleemeier* (Westfälische Wilhelms-Universität Münster) untersuchte in ihrem Vortrag „Clausewitz and Virtues in War“ Clausewitz` Theorie der moralischen Größen im Krieg im Zusammenhang mit seiner Theorie der Friktionen. Sie versuchte in diesem Kontext zu zeigen, dass Clausewitz alles andere als ein rein „rationalistischer“ Denker gewesen sei, als der er immer wieder verstanden würde. Stattdessen argumentierte sie, dass der menschliche Gefühlsbereich bei Clausewitz die produktive Grundlage für alles Handeln im Kriege sei. Kleemeier zeichnete außerdem den Einfluss Clausewitzschen Denkens auf preußisch-deutsche Führungskonzeptionen bis in die Gegenwart nach.

*Antulio Echevarria II* (U.S. Army War College in Carlisle Barracks, Pennsylvania, USA) befasste sich mit der Problemstellung „Clausewitz and the War on Terror“. Er ging von der Tatsache aus, dass der Prozess der Globalisierung das moderne Kriegsbild entscheidend prägt. Dabei plädierte er dafür, dass die Clausewitzsche Trinität auch unter diesen neuen Bedingungen ein adäquates Modell zum Verständnis des Krieges darstelle. Auf der einen Seite stärke die Globalisierung die Möglichkeiten der politischen Führung, militärische Operationen zu kontrollieren. Auf der anderen Seite trage die durch die Globalisierung entstandene Informationsflut nicht unbedingt dazu bei, Friktionen und Ungewissheit zu reduzieren, sondern könne im Gegenteil diese Faktoren erheblich verstärken.

*Alan Beyerchen* (Ohio State University) führte Überlegungen zum Problemfeld „Clausewitz and the Nonlinear Nature of Warfare“ aus. In diesem ausgesprochen interessanten Vortrag untersuchte Beyerchen das Verhältnis von Ordnung und Nicht-Ordnung im Krieg. Dabei beleuchte-

te er gewisse Teile des Clausewitzschen Werkes, insbesondere die Friktionstheorie, aus dem Blickwinkel der modernen Naturwissenschaften. Hauptsächlich untersuchte er, inwiefern der Begriff so genannter „selbstorganisierter Systeme“ geeignet sei, das Clausewitzsche Werk zu erhellen bzw. inwiefern Clausewitz dieses Konzept implizit vorgedacht habe.

*David Lonsdale* (University of Reading) stellte sich das Thema „Clausewitz and Information Warfare“. Er wandte sich gegen die Vorstellung, das Informationszeitalter widerlege die Allgemeingültigkeit von Clausewitz' Überlegungen zur Natur des Krieges. Stattdessen argumentierte er, dass die wesentlichen Züge des Krieges, die Clausewitz in eine theoretische Form gebracht habe, auch weiterhin erhalten bleiben sollten. Unverändert bliebe zum Beispiel, dass jeder Krieg ein politisches Ziel verfolge, dass im Krieg eine „paradoxe“ Logik vorherrsche, dass Krieg stets auf der Grundlage der „wunderlichen Dreifaltigkeit“ zu begreifen sei.

*Andreas Herberg-Rothe* (Humboldt-Universität zu Berlin) setzte sich mit dem Problembereich „Limitation of War and Violence“ auseinander. Er kombinierte in diesem Vortrag zwei Clausewitzsche Ideen: die Unterscheidung von begrenzter und unbegrenzter Kriegführung einerseits und die These vom Primat der Politik andererseits. Nur über eine konsequente Befolgung des Primats der Politik sei eine Begrenzung der Kriegführung zu erreichen, und eine solche Begrenzung sei die zentrale politische Aufgabe des 21. Jahrhunderts. Herberg-Rothe sprach sich in diesem Zusammenhang auch für ein Zusammendenken von Traditionsbestandteilen der Lehre vom gerechten Krieg mit dem Clausewitzschen Ansatz aus.

*Wilfried von Bredow* (Philipps-Universität Marburg) sprach zum Thema „Civil–military Relations and Democracies“. Er ging der Frage nach, was die Clausewitzsche These vom Primat der Politik im Hinblick auf die Beziehungen zwischen Zivil und Militär in demokratischen Gesellschaften bedeute. Er stellte fest, dass Streitkräfte in modernen westlichen Staaten die Tendenz hätten, sich an der Peripherie der Gesellschaft zu bewegen. Umso wichtiger sei die politische Kontrolle des Militärs unter modernen Bedingungen. Die Hauptursachen für inadäquate Handhabungen militärischer Gewalt seien falsche Erwartungen der zivilen Gesellschaft an das Militär einerseits, falsche Selbstwahrnehmungen von Militärs andererseits.



*Jon Sumida* (Stevenson College, University of California) stellte Überlegungen zum Problemfeld „Primacy of Politics and Primacy of Defence in the 21<sup>st</sup> Century“ an. Er vertrat u. a. folgende Thesen: 1) Fast alle zentralen Aussagen von Clausewitz, einschließlich der Formel vom Primat der Politik könnten nur mit Bezug auf den Gedanken von der Überlegenheit der Verteidigung gegenüber dem Angriff korrekt verstanden werden. 2) Clausewitz` Betrachtungen zur Stärke der Verteidigung könnten dazu beitragen, Abschied von den strategischen Vorstellungen der gegenwärtigen amerikanischen politischen Führung zu nehmen, die den Angriffsgedanken in den Mittelpunkt stelle.

Die Konferenz wurde von allen Teilnehmern als ausgesprochen gelungen bewertet. Aus dem reichhaltigen Spektrum des Clausewitzschen Werkes wurden zahlreiche Aspekte berührt. Dabei hielten sich historische, systematische und aktualisierende Überlegungen die Waage. Hervorzuheben ist insbesondere die konstruktive Diskussion zwischen Wissenschaftlern und Personen, die unmittelbar in der militärischen Praxis stehen. Stattgefunden hat aber nicht nur ein Dialog zwischen Theorie und Praxis, sondern auch ein höchst inspirierender interdisziplinärer Austausch. Schließlich gab es eine Reihe von ausgesprochen originellen Ausführungen, unter denen meiner Ansicht nach der Vortrag von Prof. Beyerchen hervorzuheben ist. – Aus der Konferenz soll ein Sammelband hervorgehen: Herberg – Rothe, Andreas/Strachan, Hew (eds.): Clausewitz in the 21<sup>st</sup> Century. 2005.

## Daniel Krebs

"War in an Age of Revolution: The Wars of American Independence and the French Revolution, 1775 – 1815"

(10. bis 12. März 2005 am Deutschen Historischen Institut,  
Washington D.C.)

Diese Konferenz bildete den Abschluss einer umfangreichen Tagungs- und Publikationsreihe über die Geschichte des ‚totalen Krieges‘ im 19. und 20. Jahrhundert.<sup>1</sup> Wie schon in der Podiumsdiskussion zum Auftakt vor allem von *Stig Förster* (Universität Bern) und *Jörg Nagler* (Friedrich-Schiller-Universität Jena) betont wurde, sollte es nun vor allem darum gehen, den möglichen Ursprüngen des ‚totalen Krieges‘ im Zeitalter der großen Revolutionskriege von 1775 bis 1815 nachzuspüren.

In einer ersten Vortragsrunde wurde der historiographische Bezugsrahmen abgesteckt. *Azhar Gat* (Tel Aviv University) schlug vor, die Militärische Revolution der Frühen Neuzeit, wie sie von Michael Robert, Geoffrey Parker und Jeremy Black schon vor längerer Zeit beschrieben und definiert wurde, in stärkerem Maße als Element eines gesamteuropäischen, jahrhundertewährenden Modernisierungsprozesses zu sehen. *Roger Chickering* (Georgetown University) nahm diesen Gedanken auf und untersuchte, wie sich die Militärische Revolution der Frühen Neuzeit und das Konzept vom ‚totalen Krieg‘, verstanden als Meistererzählung der jeweiligen Geschichtsschreibung, zueinander verhielten bzw. was sich an der Schnittstelle beider Entwicklungen in den Jahren 1775 bis 1815 zutrug. Beide Perspektiven ließen sich durchaus miteinander verbinden oder sogar in Einklang bringen, wenn man den dramatischen Anstieg der Truppenstärken während der französischen Revolutionskriege zum Ausgangspunkt der Betrachtungen nähme. *Stig Förster* allerdings strich in seinem Beitrag heraus, dass in dem Moment, als die französischen Revolu-

---

<sup>1</sup> Stig Förster und Jörg Nagler (Hrsg.), *On the Road to Total War: The American Civil War and the German Wars of Unification, 1861-1871*, Washington 1997; Manfred F. Boemeke, Roger Chickering et al., (Hrsg.), *Anticipating Total War: The German and American Experiences, 1871-1914*, Washington 1999; Roger Chickering und Stig Förster (Hrsg.), *Great War, Total War: Combat and Mobilization on the Western Front, 1914-1918*, Washington 2000; Roger Chickering und Stig Förster (Hrsg.), *The Shadows of Total War: Europe, East Asia, and the United States, 1919-1939* Washington 2003; Stig Förster, Roger Chickering et al. (Hrsg.), *A World at Total War: Global Conflict and the Politics of Destruction, 1937-1945*, Washington 2005.

tionskriege mit der Invasion Ägyptens durch Napoleon im Jahr 1798 zum Weltkrieg wurden, ein großer Schritt in Richtung ‚totaler Krieg‘ getan worden sei.

*Alan Forrest* (University of York, Großbritannien) forderte in der nächsten Sitzungsrunde eine stärkere Konzentration der Forschung auf die logistischen Herausforderungen und Leistungen in den französischen Revolutionskriegen.<sup>2</sup> Das Zeitalter des ‚totalen Krieges‘ beginnt für ihn, als sich die mobilisierte französische Nation aufgemacht habe, Millionen von Soldaten mit allen Notwendigkeiten zu versorgen. *Lawrence Tone* (Georgia Institute of Technology) konzentrierte sich dagegen auf den Guerillakampf Spaniens gegen Frankreich zwischen 1808 und 1814. Entgegen der gängigen Geschichtsschreibung möchte Tone hier eine deutliche Unterscheidung zwischen dem Widerstand der Städte und dem der ländlichen Gebiete einführen. Während die Städte, unter Führung der alten Eliten, für Gott, König und Vaterland gekämpft hätten, seien die Bauern mehr um ihr Eigentum und ihren Landbesitz besorgt gewesen. *Dierk Walter* (Hamburger Institut für Sozialforschung) nahm diesen Gedankengang auf und verdeutlichte in seiner Untersuchung der preußischen Militärreformen und ihrer Folgen zwischen 1807 und 1814, dass Preußen mit der Einführung und Durchsetzung der allgemeinen Wehrpflicht nach 1813 tatsächlich einen revolutionären ‚totalen Guerillakrieg‘ begonnen hätte, der als Volkskrieg die Tür zum ‚totalen Krieg‘ der Moderne geöffnet habe.

Der enge Zusammenhang von Krieg und Gesellschaft zwischen 1775 und 1815 war Thema der dritten Vortragsrunde. *Timothy H. Breen* (Northwestern University, Evanston, IL) wies darauf hin, dass sich die Amerikanische Revolution nicht einfach nur aus einer geradezu monolithisch erscheinenden republikanischen Ideologie der Gründungsväter begründet habe. Schon 1774 hätte sich auch die einfache Bevölkerung in verschiedensten Komitees formiert, um einen Handelsboykott durchzusetzen. Ständig sei innerhalb dieser losen Vereinigungen und Institutionen in den folgenden Jahren die Revolution neu verhandelt worden. *Beatrice Heuser* (Militärgeschichtliches Forschungsamt Potsdam) konzentrierte

---

<sup>2</sup> Leider konnte *Jeremy Black* (The University at Exeter) nicht, wie geplant, zur Seekriegführung vortragen. Jeremy Black wird jedoch seinen Vortrag für die Publikation einreichen.

sich dagegen auf den ideengeschichtlichen Hintergrund der französischen Revolutionskriege. Sie betonte, dass Jacques de Guibert letztlich für den Mythos des begrenzten Krieges im 18. Jahrhundert verantwortlich zu machen sei. *Wolfgang Kruse* (FernUniversität Hagen) verstand die 1793 ausgerufene *levée en masse* zum einen als revolutionärer Aufstand aller Franzosen gegen die Feinde der Revolution innerhalb und außerhalb Frankreichs, zum anderen aber auch als Versuch des Staates, die Gesellschaft und Bevölkerung für den Kriegseinsatz zu organisieren. Durchgesetzt werden sollten die Forderungen des Staates mit Hilfe des institutionalisierten Terrors.

Die nachfolgende Sitzung beschäftigte sich mit Fragen von militärischer Besatzung und Invasion. Für Europa, so stellte *Ute Planert* (Universität Tübingen) fest, lassen sich dabei zwischen 1793 und 1815 kaum revolutionäre Neuerungen feststellen. Ihre Untersuchung zur Wehrpflicht und zur Versorgung von Truppen in feindlichen Gebieten brachte zu Tage, dass vielmehr von einer langfristigen Evolution gesprochen werden müsse. In seiner Studie zum Elsass der Revolutionszeit kam *Donatus Düsterhaus* (Universität Tübingen) zu ähnlichen Ergebnissen. Demnach hätte Unterstützung oder Widerstand gegen französische Politik sehr stark auf den jeweiligen konfessionellen Zugehörigkeiten beruht. Obwohl Lutheraner und Katholiken gleichermaßen unter der französischen De-Christianisierung gelitten hätten, seien es die Protestanten gewesen, die viel mehr zur revolutionären französischen Kriegsanstrengung beitrugen als die meisten Katholiken. In ihrer Untersuchung der britisch-amerikanischen Kämpfe um Washington und Baltimore im Jahr 1814 betonte *Marion Breunig* (Universität Heidelberg) zweierlei: Einerseits lasse sich am amerikanischen Erfolg vor Baltimore die Überlegenheit des ‚Volkskrieges‘ einer amerikanischen Miliz feststellen, andererseits verdeutliche die britische Besetzung Washingtons aber auch die großen strukturellen Defizite einer solchen amerikanischen Kriegführung.

In der letzten Diskussionsrunde der Konferenz wurden kulturgeschichtliche Phänomene bearbeitet. *Karen Hagemann* (Technische Universität Berlin) analysierte für Frankreich und Preußen zunächst Fragen der Wehrhaftigkeit und Männlichkeit sowie des Patriotismus. Für Frankreich, so betonte sie, besitze der bekannte Zusammenhang vom militarisierten Staatsbürger und einer militarisierten Männlichkeit weiterhin Gültigkeit.

Für Preußen jedoch müsse differenziert werden. Hier sei zwischen einem bürgerlich-zivilen Konzept von Wehrhaftigkeit und einer militärischen Vorstellung von allgemeiner Kampfbereitschaft und militarisierter Männlichkeit zu unterscheiden. In einer Fallstudie zur internationalen politischen Kultur nach 1815 in Europa legte *Günther Kronenbitter* (Universität Augsburg) dar, wie der konservative Vordenker und Berater Metternichs, Friedrich Gentz, noch 1831 das Konzert der Mächte dazu nutzen wollte, jeglichen Krieg in Europa zu vermeiden. Nur so konnten seiner Meinung nach weitere Revolutionen verhindert werden. Schon wenige Jahre später wären die Regierenden Europas jedoch zu anderen Schlussfolgerungen gekommen: Krieg sollte von nun an Revolutionen verhindern. In ihrem Beitrag zeigte *Mary Favret* (National Humanities Center, Research Triangle, NC) zudem auf, dass sich all jene Kriege nicht mehr nur auf dem Schlachtfeld, sondern auch in der Heimat zutrugen. Dabei diskutierte sie in ihrer Untersuchung englischer Literatur und Dichtung gar nicht so sehr die bekannten Fragen zur Heimatfront, sondern wies vielmehr darauf hin, wie sehr eskalierende Kriege das tägliche Handeln und vor allem das Denken und Fühlen der Krieg führenden Bevölkerung beeinflusst hätten.

In der Abschlussdiskussion dieser gelungenen Veranstaltung, geleitet von *Michael Broers* (Lady Margret Hall) und *Jost Dülffer* (Universität zu Köln), wurde betont, dass zwar am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch nicht alle Voraussetzungen für einen ‚totalen Krieg‘ vorhanden gewesen seien. In den Volkskriegen der Revolutionszeit bzw. in den teilweise brutalsten Mobilisierungsbemühungen in allen Krieg führenden Staaten sei allerdings das Streben danach deutlich abzulesen. Hierbei offenbarte sich jedoch auch eine Schwäche der Konferenz: Zu stark konzentrierten sich die Vortragenden und Organisatoren auf Europa und die französischen Revolutionskriege. Die Amerikanische Revolution und ihr Unabhängigkeitskrieg dagegen wurden meist nur am Rande diskutiert.



## REZENSIONEN

Peter Broucek und Kurt Peball, Geschichte der österreichischen Militärgeschichtsschreibung, Köln, Weimar, Wien 2000, XI, 713 S. 70, 50 € [ISBN 3-412-05700-2].

Das hier zu besprechende Buch vertritt einen ambitionierten Anspruch: eine Gesamtdarstellung der österreichischen Militärgeschichtsschreibung sowie eine Bestandsaufnahme der bisher geleisteten Arbeit auf diesem Feld. Damit ist aber nicht gemeint, dass Arbeiten über Österreichs Militär vorgestellt werden, sondern nur Arbeiten von österreichischen Autoren über Österreich. Es handelt sich also um ein Buch über eine Schriftstellernation, nicht um eine Bestandsaufnahme eines wissenschaftlichen Fachgebietes. Deshalb bietet dieses Buch keinen Forschungsüberblick.

Das Buch ist dreigeteilt: Zu Beginn wird dem Leser eine Gesamtdarstellung der österreichischen Militärgeschichtsschreibung (in Ansätzen auch historische Militärwissenschaft) von ihren Anfängen im späten Mittelalter bis in die Gegenwart geboten. Teil 2 versammelt unter der Überschrift „Beilagen“ einige Dokumente über das Abfassen militärwissenschaftlicher Arbeiten sowie eine Vielzahl bibliographischer Hinweise auf Publikationsreihen, Bibliographien, Hochschulschriften und Zeitschriften zum Thema, und zwar nur österreichischer Provenienz. Der dritte Teil schließlich beinhaltet eine Biobibliographie österreichischer Militärschriftsteller.

Zunächst zu den bibliographischen und biobibliographischen Teilen. Die Zusammenstellung in Teil 2 mag für den Einzelnen ganz nützlich sein, entspricht aber nicht mehr dem modernen Standard bibliographischer Information und erscheint aus wissenschaftlicher Perspektive wenig sinnvoll. Online gestützte Datenbanken würden zum einen ein Fortschreiben der Literaturhinweise und zum anderen ein sinnvolles Retrieval ermöglichen.

Der letzte Hinweis gilt auch für Teil 3 mit einer Biobibliographie. Hier wurden alphabetisch geordnet die Militärschriftsteller aus Österreich vorgestellt. Nach einem biographischen Artikel folgen Literaturhinweise über die Person sowie deren Publikationsliste. Dieses Schriftstellerlexi-

kon stellt sicherlich ein wichtiges Hilfsmittel für die Arbeit über die Autoren oder über die österreichische Militärgeschichte dar. Aufgezählt werden auch noch lebende Personen und Historiker unserer Generation. Die teilweise peinlichen Lobhudeleien wirken dabei störend.

Im darstellenden ersten Teil, der vor allem referierend vorgeht, fällt die nationale Orientierung und das an überholten Begriffen orientierte Geschichtsbild der Autoren auf. Seltsame Urteile finden sich ebenfalls. So heißt es zum Offizierskorps des 18. Jahrhunderts: „Den Offizieren der Armeen, für die sie eigentlich geschrieben worden sind, werden sie zumeist verschlossen geblieben sein. Ihr überwiegender Teil konnte nämlich nicht lesen“. (34) Das ist schlicht falsch, im Gegenteil. Seit spätestens Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Offiziere wichtige Motoren der Aufklärungsbewegung. Ihre Unkenntnis der frühneuzeitlichen Geschichte stellen die Autoren mit folgender Bemerkung unter Beweis: „Sie [die wissenschaftliche Auffassung des Kriegswesens] hatte zunächst in Deutschland Verständnis gefunden und sich in den Schriften des Mori, dem Gelehrten von Hessen (um 1572 - nach 1602) ... gefunden“. Mori ist nicht einfach nur ein Tippfehler, sondern wird im Register wiederholt. Wahrscheinlich ist damit Landgraf Moritz der Gelehrte von Hessen-Kassel (1572-1632) gemeint, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts unter dem Einfluss der oranischen Heeresreformen einige kriegswissenschaftliche Abhandlungen verfasst hatte. Im Übrigen begann die so genannte wissenschaftliche Auffassung des Kriegswesens in Deutschland, was immer hier mit wissenschaftlich gemeint sein soll, mit den Reformen der Oranier, zunächst in Nassau, dann in den Niederlanden. Ein Grund für die schwache Darstellung zur Frühen Neuzeit ist darin zu suchen, dass von den Autoren wichtige neuere Literatur nicht berücksichtigt wurde. Deshalb entsprechen die Abschnitte über die Frühe Neuzeit weder dem heutigen Forschungsstand noch der heutigen wissenschaftlichen Professionalität.

Besser wird das Buch mit der Darstellung über das 19. Jahrhundert, in der die Autoren auch auf neuere Literatur zurückgreifen. Die k.u.k. Armee des 19. Jahrhunderts wird als „Wehrmacht“ bezeichnet. (52) Auch sprechen die Autoren bei der Beschreibung des Wiener Hofes von der „Vermischung von germanischen, slawischen und romanischen Volkseigentümlichkeiten“. (54) Solche Geschichtsvorstellungen, um mit ihnen das



höfische Intrigen- und politische Spiel erklären zu wollen, sollten wir eigentlich hinter uns gelassen haben. Einige lustige Tippfehler runden das Bild ab (49: „in allen Zweigen des Bissens und der Kultur“ statt Wissens und Kultur).

Die Entwicklung der österreichischen Militärgeschichtsschreibung verlief parallel zu der in Deutschland. Mit der Aufklärung begann ihre Professionalisierung und Verwissenschaftlichung. Der aufgeklärte Offizier schrieb für seine ebenso aufgeklärten Kameraden. Nach der napoleonischen Ära nahm der Staat bzw. die Armeeführung das Heft in die Hand und steuerte vor allem über die halbamtlichen Zeitschriften das militärische Publikationswesen. Die Zeit nach 1918 war von der Zurückweisung der Kriegsschuld geprägt. Die wichtigsten wissenschaftlichen Institutionen waren das Heeresgeschichtliche Museum und das Kriegsarchiv. Seit den frühen sechziger Jahren begann auch die universitäre Forschung sich verstärkt der Militärgeschichte zuzuwenden.

Das Buch hinterlässt einen zwiespältigen Eindruck. Die Fleißarbeit wird mit einer geringen wissenschaftlichen Sorgfalt im darstellenden Teil kontrastiert.

*Thomas Fuchs*

Bernd Roeck und Andreas Tönnemann, Die Nase Italiens. Federico da Montefeltro, Herzog von Urbino, Berlin 2005, 240 S. 40 s/w Abb. 24,50 € [ISBN 3-8031-3616-4].

Federico da Montefeltro (1422-1482), Herzog von Urbino, ist der Inbegriff der beginnenden Renaissance in Italien: Ein Söldnerführer, illegitimer Spross eines Fürsten, usurpierte einen kleinen Staat, den er als geschickt taktierender Kriegsherr und Regent mittels Diplomatie und Gewalt behauptete, und erschaffte aus einem abgeschiedenen Ort in den Marken ein Zentrum für Literatur, Architektur und Kunst. Sein Profil mit der markanten Nase, wie es auf einem Porträt von Piero della Francesca in den Florentiner Uffizien zu sehen ist, hat sich ins kollektive Gedächtnis eingraviert: Federico da Montefeltro ist vor allem bekannt als Prototyp des Renaissancefürsten.

Der Frühneuzeithistoriker Bernd Roeck und der Kunsthistoriker Andre-

as Tönnemann untersuchen in einem lesenswerten Essay, der aus einem überaus anregenden Dialog zwischen Geschichte und Kunstgeschichte resultiert, das Image Federico da Montefeltros. In einer facettenreichen Erzählung stellen sie nicht nur ökonomische sowie soziale Grundlagen, historische Tatsachen und Kunstpatronage des Herzogs von Urbino gegenüber. Vielmehr beleuchten sie die Entstehungsgeschichte und unterschiedliche Ebenen der Produktion des Bildes eines Mannes, dessen scheinbar unvereinbare Charakterzüge durch ein glorifizierendes Memorialgebäude synthetisiert und re-formuliert werden.

Am besten verständlich wird das Image Federico da Montefeltros durch seinen Antipoden: Sigismondo Pandolfo Malatesta. Der Signore von Rimini war nicht nur erbitterter Konkurrent, der keineswegs militärisch geringer begabt oder ein weniger ambitionierter Kunstauftraggeber gewesen ist, sondern seinerseits Verkörperung des Söldnerführers und Renaissancefürsten: allerdings das Negativbild eines Fürsten, der skrupellos und brutal seinen Vorteil sucht. Am Ende unterlag er gegen Federico da Montefeltro (1462/63), weil er, auf diplomatischem Parkett ausgleitend, seine militärischen Erfolge politisch nicht umzusetzen verstand. Nach Kräften hat Federico da Montefeltro daran gearbeitet, Sigismondo Pandolfo ein delegitimierendes Negativimage anzuheften und der Erinnerung anheim zu stellen.

Gewiss, am Anfang der Karriere des Federico da Montefeltro standen Mord und Krieg: Der legitime Nachfolger des Grafen Guidantonio da Montefeltro, Oddantonio, wurde 1444 ermordet. Die Dechiffrierung der „Geißelung Christi“ von Piero della Francesca lieferte die Indizien zur Überführung Federicos als Urheber der Bluttat.

Geld in den Ministaat in den Bergen der Marken spülten die mitunter erheblichen Zahlungen aus den Verträgen Federicos als Söldnerführer. Im Schatten der Kriege in der Toskana (1447-48) sowie um die Mailänder Nachfolge (1451-1454) und im Hintergrund des Friedenssystems von Lodi (1454) bekämpften sich Federico da Montefeltro und Sigismondo Pandolfo Malatesta hasserfüllt, bis der Urbinate in einer für ihn günstigen Konstellation im wechselvollen Spiel der Mächte Italiens den Herrn von Rimini auszumanövrieren vermochte. Das politische Ziel des Usurpators Federico da Montefeltro bestand in der Anerkennung seines Herrschaftsanspruchs: Papst Nikolaus V. investierte ihn 1447 als apostolischen Vikar,

nach Ablauf der Klagefrist römischen Rechts (30 Jahre und einen Monat nach der Beseitigung Oddantonios) wurde Federico da Montefeltro 1474 zum Herzog erhoben. Allerdings begleitete der Makel der Gewalttätigkeit den Kriegsherrn, bis ihn endlich die Malaria während des Ferrara-Krieges 1482 besiegte.

Zehn Jahre nach seinem Staatsstreich begann Federico da Montefeltro seine Kunstpatronage, ab ungefähr 1466 verwandelte sich Urbino in eine immense Baustelle: Innerhalb der Mauern seines neu entstehenden Palastes suchte Federico immer aufdringlicher nach der Signatur, die seine Herrschaft als legitim und gut darstellte. Mehr noch, er ließ einen Palast errichten, der sich als Herrschaftsprogramm und insbesondere als Selbstbild Federicos liest. Der „sehende Fürst“ (S. 171) verfügte alsbald über ein Monument der Urbanisierung und Zivilisierung von Staat und Stadt, so dass der Palastbau und das höfische Leben darin auch den Interessenwechsel Federicos signalisiert: Friedensfürst, princeps doctus, christlich-demütiger Herrscher. Eine ansehnliche Gemäldesammlung entstand, der Palast wandelte sich zum Kleinod der Künste. Einzigartig ist die Einrichtung einer prachtvollen, vom Florentiner Buchhändler Vespasiano da Bisticci erstellten Bibliothek inmitten des Palazzos mit den Büchern als Instrument der Selbsterfindung (S. 200). Buchmalerei verwies auf den Fürsten, Medaillen mit dem Konterfei des Montefeltro wurden verbreitet. Von Federico da Montefeltro existieren 33 zeitgenössische Porträts mit dem Profil als „Markenzeichen“ (S. 190 f.) - der charakteristische Knick an der Nasenwurzel war eigentlich Folge einer Tournierverletzung von 1451.

Federico da Montefeltro tätigte nicht nur Anleihen bei den blühenden florentinischen Künsten, er bewegte sich auf Augenhöhe mit einem vergleichbaren „Intendanten (ihres) eigenen Glanzes“ (S. 213): Lorenzo de' Medici, genannt der Prächtige - gegen den sich Federico da Montefeltro als Strippenzieher in der Pazzi-Verschwörung von 1478 engagierte (was wohlklingende Schriftwechsel und kulturellen Austausch zwischen beiden keineswegs ausschloss). Die Wirkung von Federicos Bemühungen war erfolgreich: Ein Baldassare Castiglione siedelte 1528 sein bekanntestes Werk, den Hofmann, am Hof der Nachkommen dessen an, den er das „Licht Italiens“ nannte (S. 226). Bereitwillig griffen die (Kunst-)Historiker des 19. Jahrhunderts, unter ihnen Jacob Burckhardt, den

Mythos auf und schrieben ihn fort.

Roeck und Tönnemann führen den Leser chronologisch durch das Leben des condottiero und parallelisieren die unter Federico da Montefeltro beauftragte Produktion von Kunst sowie Architektur Urbinos mit biographisch-politischen Etappen. Dabei sind herrschaftlicher Palazzo und Bilder Leitfaden zur Interpretation der Lebenswirklichkeit und zum Verständnis der Konstruktion des Renaissancefürsten. Aus ihrer jahrelangen Beschäftigung mit Italien, Urbino, Kunstpatronage der Renaissance und ihren Bilderwelten votieren die beiden Autoren in effektvoller Sprache für ein Überschreiten von Grenzen zwischen den Teildisziplinen. Sie zeigen, wie sich Federico da Montefeltro eine künstlerisch kreative Elite schuf, die seinen unvergänglichen Mythos generiert hat. So sind auch die zahlreichen schwarz-weißen Abbildungen als Textelemente der Erzählung von Bernd Roeck und Andreas Tönnemann zu begreifen - leider verfolgte der Verlag offenbar die Strategie, den Abbildungen historische Authentizität durch geradezu daguerreotypische Wiedergabe zukommen zu lassen. Dem ebenso lesenswerten wie unterhaltsamen Werk von Bernd Roeck und Andreas Tönnemann tun ein paar wenige Ungenauigkeiten im Detail keinen Abbruch. Das Buch richtet sich an eine breitere Öffentlichkeit und bietet anstelle von Anmerkungen eine systematische Auswahlbibliographie.

*Heinrich Lang*

Maurizio Arfaioli: *The Black Bands of Giovanni. Infantry and Diplomacy during the Italian Wars (1526-1528)*. Pisa, 2005, 224 S., 18 € [ISBN 88-8492-231-3].

Als der legendenumwobene Florentiner condottiero Giovanni de' Medici (als Ludovico 1498 geboren), Vater des späteren ersten Herzogs der Toskana, am 30. November 1526 an den Folgen einer Verletzung durch eine Kugel aus einem falconetto in sein rechtes Bein starb, hinterließ er eine selbstbewusste Söldnerkompanie, die ihrer Trauer Ausdruck verlieh, indem sie sich mit schwarzen Fahnen, den *Bande Nere*, ausstattete. Seinen militärischen Ruhm erlangte der Kriegsherr Giovanni de' Medici, zu Lebzeiten *Grande Diavolo*, im nachhinein *delle Bande Nere* genannt, weniger durch den meisterhaften Einsatz leichter Kavallerie, das in der

zweiten Dekade des 16. Jahrhunderts ausgereifteste Element der Kriegsführung in Italien, als eher durch die Etablierung einer effektiven Infanterie, „the first really prestigious unit of Italian infantry of the pike-and-shot era“ (S. XVI).

Maurizio Arfaioli hält sich nicht mit der Dekonstruktion eines Mythos des italienischen Risorgimento - Giovanni delle Bande Nere als alternativer Heros - auf. Vielmehr sieht er die kurze Geschichte von Giovannis „Waisen“, den Bande Nere, bis zu ihrer faktischen Auflösung im Herbst 1528 als Instrument zur Analyse der Dynamik italienischer Söldner-Infanterie inmitten einer heißen Phase des Ringens von Frankreich-Valois und dem Kaiser-Habsburg um die Vorherrschaft im Italien der Renaissance. Seine Erzählung beschreibt die neu konstituierte Armee der anti-habsburgischen Liga nach dem Sacco di Roma bis zum Ende der Belagerung Neapels mit dem Fokus auf die Bande Nere. Dabei waren die Bande Nere in das Florentiner Kontingent der Truppen der Liga von Cognac unter der Führung von Odet de Foix, Duc de Lautrec, eingebettet.

Arfaioli präsentiert eine Fülle von Anhaltspunkten, durch die gängige Urteile über beteiligte Personen und ihre Entscheidungen, scheinbar eingeschliffene Strukturen und herausgehobene Ereignisse revidiert werden müssen.

Ausgangspunkt der Untersuchung bilden die militärhistorischen Bedingungen für die Entstehung der Bande Nere und ihre Besonderheit als italienischer Prototypus eines aus *colonnelli* bestehenden Infanterieregiments. Der Wandel in der Bewaffnung (Integration der Arkebusiere) und Taktik (koordinierte Schläge durch die verschiedenen Waffengruppen), der durch die Internationalisierung der Kriege in Italien seit 1494 stimuliert wurde, ermöglichte die Aufstellung eines Infanterieheeres wie den 1526 aus insgesamt 3.300 Fußsoldaten bestehenden Bande Nere.

Im Rückgriff auf die erneuerte Bündniskonstellation nach dem Sacco di Roma im Mai 1527 beginnt Arfaioli die chronologische Schilderung der Entwicklung der Liga-Armee aus französischen, venezianischen sowie florentinischen Truppen und ihres Zuges vor die Mauern von Neapel, wo die riesige Militärmacht nach einigen Monaten der Belagerung aus Mangel an leichter Kavallerie und von Epidemien gebeutelt im Sommer 1528 zerfiel. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, wenn in Florenz ein

republikanisch gesinntes Regime, das die Medici vom Arno vertrieben hatte, an einem Bündnis teilnahm, das sich die Befreiung des Papstes Klemens VII. Medici, Todfeind der Republik, zum Ziel setzte.

Maurizio Arfaioli bedient sich eines grundlegenden Quellenmaterials als rotem Faden: Es sind die Briefe, die die Florentiner Kriegskommissare (commissari) beim florentinischen Kontingent und die Gesandten der Republik beim höfischen Stab des französischen Hochadligen Lautrec an die Dieci di Balìa, das Staatsorgan zur Gestaltung und Verwaltung der militärischen und diplomatischen Außenpolitik der Republik Florenz, schrieben. Hierin liegt die große Stärke der Arbeit: Insbesondere der Florentiner commissario Lorenzo Martelli, der zwischen Oktober 1527 und Februar 1528 die Reorganisation der Bande Nere unter dem Oberkommando Orazio Baglionis aus Perugia für die florentinischen Truppen leitete, und sein Nachfolger Giambattista Soderini sowie der diplomatische Gesandte bei Führung der Liga-Armee, Marco del Nero, berichten in detailreichen Briefen aus dem Innenleben einer Armee (auf Offiziersebene), dem Verlauf des Feldzuges und den Zusammenkünften der Generäle der Liga (den consulte). So stellt Arfaioli anhand der Reform der Bande Nere die konkreten Schwierigkeiten bei der Integration von Söldnerkolonnen dar oder füllt das dauernde, für die Kriegsführung mit Söldnerheeren ebenso typische wie recht konkrete Finanzierungsproblem überaus anschaulich mit historischer Lebendigkeit. Mit Blick auf die italienische Infanterie schließen Arfaiolis Ausführungen eine bisherige Lücke in der Forschung.

Den Berichten Giambattista Soderinis und Marco del Neros folgend (ergänzt durch die Schilderungen von Gesandten anderer italienischer Staaten beim Liga-Heer) widmet sich Arfaioli eingehend der Belagerung Neapels, die ab Mitte April 1528 für die angreifenden Liga-Truppen zunächst vielversprechend (etwa mit der Seeschlacht von Capo d'Orso) begann. Allerdings konnten die anfänglichen militärischen Erfolge und die außergewöhnlichen Belagerungsanlagen die Verluste bei den ständigen Scharmützeln, den enormen Aderlass durch epidemische Heimsuchungen, die Schwächung durch Desertion und den Abfall der Flotte Andrea Dorias ins Lager der Kaiserlichen nicht ausgleichen. Zudem war die Taktik des Oberkommandierenden der Liga auf eine lange Belagerung ausgelegt. Ohne ausreichende Kavallerie wurden die Belagerer selbst zu

Belagerten. Aufgrund der Typhuswellen starb die militärische Führung der Liga praktisch aus. Ende August wurde die Belagerung abgebrochen und die verbliebenen Bande Nere, nunmehr unter dem aus ihrem Offizierskader hervorgegangenen Kommandanten Marchese Michele Antonio von Saluzzo, mussten sich ergeben. In den Reihen des kaiserlichen Heeres, das 1530 Florenz belagerte und die letzte Republik zu Fall brachte, dienten zahlreiche Infanteristen, die einstmals den Bande Nere angehört hatten.

In insgesamt sechs Appendizes nimmt sich Maurizio Arfaioli nochmals einige Aspekte gesondert vor und vertieft vor allem die Beteiligung der Flotten an den geschilderten Bewegungen (nebst einigen allgemeinen Beobachtungen): So die gescheiterte Invasion der Liga auf Sardinien und der Erfolg Filippino Dorias bei Capo d'Orso. Ferner werden noch drei blutige Episoden, an denen die Bande Nere maßgeblich beteiligt waren, dargestellt: Die Verteidigung von Frosinone (Anfang 1527), die Quartiernahme in Montefalco im Oktober 1527 und das Massaker von Melfi am 24. März 1528.

Die Leistung Arfaiolis besteht in seinem synthetisierenden Blick für das Zusammenwirken verschiedener Faktoren, die die Konstitution einer Söldnerarmee und ihre Feldzüge bestimmen. So entwirft Arfaioli ein mehrschichtiges Bild aus militärischer Administration und Leitung, situationsgebundener Finanzierung, technischen und logistischen Anforderungen, dem Ineinandergreifen verschiedener Waffengattungen, der Wirkung wechselvoller Kriegsverläufe, dem diplomatischen Spiel und den unheilvollen Krankheiten. Um so bedauerlicher für die empfehlenswerte Lektüre ist es, dass der Leser sowohl auf ein Literaturverzeichnis als auch auf Indizes (wiewohl Arfaioli sehr viele Personen im Einzelnen vorstellt) verzichten muss.

*Heinrich Lang*

Martin Winter, Untertanengeist durch Militärflicht? Das preußische Kantonsystem in brandenburgischen Städten im 18. Jahrhundert, Bielefeld 2005 (= Studien zur Regionalgeschichte, Bd. 20), 592 S. 49,00 €. [ISBN 3-89534-540-7].

Wer Geschichtsstudenten nach dem Stichwort „Preußen“ befragt, wird gelegentlich auf Friedrich den Großen, auf „preußische“ Tugenden oder den aufgeklärten Absolutismus verwiesen. Den Gewissenhaften, die Literaturhinweisen im Vorlesungsverzeichnis tatsächlich nachgehen, könnte vielleicht auch das Landrecht oder die Reformzeit in den Sinn kommen. Aber nur wenige wohl verbänden Preußen auf Anhieb mit Kant, Hegel, Fichte, Rahel Levin, Mendelssohn, Rochow, Schinkel, Rauch, Schadow, Kleist, Ranke, den Humboldts, Fontane, Bismarck oder gar mit Otto Braun oder dem 20. Juli 1944. Doktoranden der Zukunft würden möglicherweise die „Sonderwegsthese“ erläutern, über „Junker“ und „defensive Modernisierung“ sprechen; am häufigsten aber wird man den Begriff „Militarismus“ hören. Preußen, heißt es dann, stehe für Krieg, Pickelhaube, Stechschritt und Untertanengeist, kurzum: für die Allmacht seines Militärs. Woher eigentlich stammt dieses Bild?

Auch die Wendung vom „unsicheren Kantonisten“ ist fast jedem geläufig. Doch dass sich dahinter das Kantonsystem verbirgt, die preußische Form der Rekrutierung und Heeresergänzung im 18. Jahrhundert also, bedarf meist der Erklärung. Und dass eben dieses Kantonsystem nicht nur auf Bauern und ländliche Unterschichten gemünzt war, sondern grundsätzlich auch alle Städte der Hohenzollernmonarchie umfasst hat, dürfte selbst manchen Historiker verblüffen. Weshalb eigentlich?

Weil, lautet eine mögliche Antwort auf beide Fragen, es von Zeit zu Zeit historische Studien gibt, die eine so große Wirkungsmacht entfalten, dass sie die Wege der Forschung auf Jahrzehnte hinaus bestimmen und dadurch auch das Geschichtsbild nachhaltig prägen.

1962 ist Otto Büsch ein solcher Wurf gelungen. Seine Dissertation „Militärsystem und Sozialleben im alten Preußen 1713-1807“ gehört zu den einschlägigen Hauptwerken westdeutscher Geschichtswissenschaft. Zwar hatten Lehmann und Hintze schon Ende des 19. Jahrhunderts die These einer Wechselbeziehung zwischen ostelbischer Gutsverfassung und altpreußischem Militärsystem entwickelt, begründet mit der personalen Verflechtung von Offizierkorps und Landadel. Doch während



Hintze dieser These Gutes abgewann und erklärte, die Verflechtung habe dem Bauern-Soldaten seine charakteristische Disziplin gelehrt und Preußens Aufstieg zur Großmacht befördert, ersetzte Büsch das Wort „Disziplin“ durch die Formel von der „sozialen Militarisierung“. Damit durchbrach er in der Nachkriegsdebatte um den „preußisch-deutschen Militarismus“ die diplomatiegeschichtliche Deutungshoheit von Gerhard Ritter. Beim Nachdenken über Deutschlands langen Weg nach Westen, bei der Suche nach Erklärungen für seinen Mangel an politischer Bürgerlichkeit und seine obrigkeitsstaatlichen Traditionen stand nun ein umfassenderes Deutungsmuster bereit. Seitdem sind Büsch und die „Sonderwegsthese“ zwei Seiten derselben Medaille.

So ist die Beschäftigung mit dem Werk Otto Büschs immer auch die Beschäftigung mit Grundfragen deutscher Geschichte. Schon deshalb gebührt der Potsdamer Dissertation von Martin Winter Aufmerksamkeit. Das Kantonsystem, so Winter, dürfe man, anders als Büsch, keinesfalls wie einen Monolithen behandeln. Es habe von 1733 bis 1806 nicht unverändert fortbestanden. Vielmehr besitze es eine „Vor-, Entwicklungs- und Nachgeschichte, der in der vorliegenden Studie anhand ausgewählter brandenburgischer Städte nachgegangen wird.“ (S. 12) Gemeint sind Prenzlau und Strasburg, deren Kantonrollen Winter in akribischer Archivarbeit analysiert und mit insgesamt 12.273 Datensätzen erfasst hat. Die Auswertung einschlägiger Akten der zuständigen Steuerräte, der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer, des Generaldirektoriums, des ehemaligen Heeresarchivs sowie des geheimen Zivilkabinetts stellt die Arbeit auf eine breite Quellengrundlage. Winter will die soziale Herkunft der Rekruten erhellen und klären, ob es sich tatsächlich um den vielgeschmähten „Abschaum“ der Gesellschaft gehandelt hat. Darüber hinaus wird nach den Regeln der Aushebung gefragt, „und ob diese im Sinne einer einheitlichen Durchdringung der Gesellschaft verstanden werden können“ (S. 38). Die Untersuchung gliedert sich in drei Blöcke: Im ersten Teil erläutert Winter Entstehung und Entwicklung des Kantonsystems; der zweite Teil behandelt dessen strukturelle Determinanten; im letzten Abschnitt werden Organisation und Handhabung am Beispiel der Städte Prenzlau und Strasburg erörtert.

Auf methodisch überzeugende Weise zerlegt die Studie Büschs Erklärungsmodell, das schon durch andere Ergebnisse der neueren Forschung

(Bleckwenn, Kloosterhuis) mehr als brüchig erschien. Dies allein gleicht einer kopernikanischen Wende. Daher sei, schließt Winter, auch die These der „sozialen Militarisierung“ unhaltbar. Doch dass ärztliche Koryphäen die Ursachen einer Krankheit bisher verkannt haben, heißt natürlich nicht, dass auch ihre Diagnose vollkommen falsch war. Kann die Krankheit „soziale Militarisierung“ tatsächlich diagnostiziert werden? War Preußen im Zeitalter der Aufklärung ein Patient oder erfreute es sich blühender Gesundheit? Anhand welcher Symptome, grübelt der Historiker, erkennt man die Morbus Borussia, jene offenbar tödlich verlaufende Erkrankung innerer Organe? An der umfassenden Verinnerlichung militärischer Verhaltens- und Denkmuster, antwortete Büsch; an der Orientierung der Menschen auf die Armee, an ihrer Abhängigkeit von Disziplin und militärischen Umgangsformen, ergänzte jüngst noch Manfred Messerschmidt. Aber durch welche Verhörmethoden sind die Brandenburger des 18. Jahrhunderts denn nun der Straftat einer Verinnerlichung militärischer Verhaltens- und Denkmuster zu überführen?

Kantonpflichtige haben keine Tagebücher verfasst. Jede Aussage über ihre Mentalitätsgeschichte fußt auf indirekten Schlussfolgerungen. Büsch und Winter führen einen Indizienprozess. Dabei sichert Winter gerichtsfeste Spuren: Die im Kantonsystem eher geringe personelle wie zeitliche Belastung der Inländer durch den Militärdienst oder der Umstand, dass sich im Preußen des 18. Jahrhunderts keineswegs alle ständischen, wirtschaftlichen und persönlichen Interessen militärischen Belangen unterordnen mussten, auch die Zivilverwaltung - jedenfalls in Friedenszeiten - ganz und gar nicht einseitig auf die Bedürfnisse des Heeres ausgerichtet war, sprechen unter anderem für seine Deutung. Sie spiegelt heute mehrheitlich den Forschungsstand. Eine „soziale Militarisierung“ Europas, liest man andernorts, habe erst im „langen“ 19. Jahrhundert begonnen, vor allem aufgrund des überschäumenden Nationalismus und der Allgemeinen Wehrpflicht. Winters Studie untermauert solche Thesen. In Strasburg und Prenzlau jedenfalls ist vor 1806 nicht preußischer Untertanengeist, sondern oft genug selbstbewusste Aufmüpfigkeit aktenkundig geworden. Aus der anonymen Masse einfacher Soldaten fördert Winter Namen, Berufe, Schicksale, gelegentlich sogar Charaktere zu Tage: Vater und Sohn Bouchon zum Beispiel, Gerber aus Strasburg, die 1775 ein Verwirrspiel, eine Komödie im Grunde, entfachen, um zu verhindern, dass Sohn Georg Wilhelm ins Infanterieregiment Nr. 12 einberufen wird -

freilich vergeblich. Überhaupt sei der Umgang des Volkes mit der Kantonpflicht, urteilt Winter, „von einer pragmatischen Kreativität gekennzeichnet“ (S. 465). Zu bedenken wäre immerhin, dass die geschickte Ausnutzung von Exemptionsregeln sich wohl auch deshalb in den Akten niederschlug, weil sie gerade nicht dem Verhalten der Mehrheit entsprach.

Besonders überzeugend, fesselnd in der Darstellung und in dieser Form neu ist Winters Interpretation der Rekrutierung als „Aushandlungsprozeß zwischen Magistrat und Regiment“ (S. 263 ff.). Mindestens ebenso aufschlussreich sind die statistischen Tabellen. Rekruten aus Prenzlau und Strasburg entstammten selten der Unterschicht, sondern übten angesehenen Berufe aus: Hutmacher, Kürschner, Schneider, Schuster, Tischler, Goldschmied, Schlosser, Schmied, Bäcker, Müller, Perückenmacher oder Weber beispielsweise (S. 451).

Alle Vorzüge der Studie sind kaum deutlich genug hervorzuheben: Die Möglichkeiten der Neuen Militärgeschichtsschreibung hat Martin Winter glänzend ausgelotet. Seine Arbeit ist geeignet, traditionelle Vorstellungen über Arbeitsweise und Durchgriffsmöglichkeiten der absolutistischen Verwaltung, über Herkunft und Rekrutierung kantonpflichtiger Inländer, über ihre „soziale Militarisierung“ sowie über die Anfänge des deutschen „Sonderweges“ im 18. Jahrhundert weiter zu erschüttern. Wer künftig das Kantonsystem erforscht, darf über Winters „Anti-Büsch“ nicht hinweggehen. Denn weitere, ähnlich gelungene Studien werden hoffentlich folgen - vor allem zu der Frage, ob und wann Preußen zum gefährlichen Patienten wurde.

*Olaf Jessen*

Thomas Josef Mitterecker, Das Erzstift Salzburg im Zweiten Koalitionskrieg. Kämpfe - Besetzung - Folgen, Frankfurt/Main 2001 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 3, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 914), 138 S. 28,50 € [ISBN 3-631-38420-3].

„Den wohl entscheidendsten Einschnitt in der Geschichte Salzburgs brachten die Folgen des Zweiten Koalitionskrieges mit sich“, so beginnt Thomas Josef Mitterecker das Vorwort seiner 2001 erschienenen Dissertation (S. 9).

Entscheidend war diese Zeit für die Stadt und das von ihr regierte Umland deshalb, weil sie mit der Flucht des Erzbischofs Hieronymus Colloredo und dem Einmarsch der Franzosen die endgültige Säkularisation und damit auch dieser Region den allmählichen Übergang vom Ancien Régime in die Moderne ermöglichte. Die Beschäftigung mit einer solchen Zäsur in der Geschichte eines Landstriches könnte in einer spannenden Abhandlung über das vergehende Alte und das entstehende Neue münden. Sie könnte verbunden sein mit einem Vergleich beider Systeme und einer genauen Analyse der Ursachen des Scheiterns des einen und der Durchsetzung des anderen - leider ist dies in der vorliegenden Dissertation nicht der Fall.

Mitterecker stützt sich in seiner Abhandlung auf eine Vielzahl von kriegsgeschichtlichen Texten, hier vor allem Karl Mras' „Der Feldzug 1800 in Deutschland“ von 1836, und zeitgenössischen Quellen, besonders auf Judas Thaddäus Zauners „Beyträge zur Geschichte des Aufenthalts der Franzosen im Salzburgischen und in angränzenden Gegenden“ von 1801. Bei der Sekundärliteratur greift er auf zahlreiche neuere Arbeiten wie Ingeborg Pirkers „Die Franzosenkriege im Pongau und Pinzgau“ von 1995, aber auch auf Aufsätze der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück, hier beispielsweise Franz Zillners „Kurzes Vorwort zur Gründung der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“ von 1860. Leider fehlt hier gelegentlich die nötige Distanzierung, so zitiert er Zillners Worte über „die französischen Kriege“, die „eine Art Erstarrung“ brachten, welche bis „gegen das Jahr 1830 [andauerte], die Straßen waren öde, viel Gras wuchs auf den Plätzen, die Landhäuser in der Umgebung kamen herunter, gar manche Haustür blieb bei Tag verschlossen“ etc., ohne an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass das Jahr 1860 mit der Unterstellung Salzburgs unter Linz im Januar und der politischen Selbst-

ständigkeit mit dem Oktoberedikt eine Zeit gesteigerten Salzburger Separatismus und damit verminderter Objektivität bei der Betrachtung der beginnenden (direkten) Herrschaft der Habsburger gewesen sein dürfte (S. 110).

Mitterecker teilt seine Abhandlung in fünf Kapitel. Er beginnt mit einer Schilderung der Rahmenbedingungen in einer kurzen Geschichte der Säkularisation und des Ersten und Zweiten Koalitionskrieges, um diesen im zweiten Kapitel äußerst ausführlich zu schildern. (An dieser Stelle wäre die Verwendung von Karten für den ortsunkundigen Leser wünschenswert gewesen.) Im dritten Kapitel folgt eine Beschreibung der Salzburger Truppen, der sich eine Schilderung der Franzosen als Besatzer anschließt. Kapitel 5 bietet endlich einen Ausblick auf die Entwicklung der Stadt und Region bis 1861.

Hier nun zeigt sich das Hauptproblem des Autors mit der von ihm behandelten Epoche und damit die Ursache aller vom Leser empfundenen „Unannehmlichkeiten“ und Verwirrungen. Mitterecker „kämpft“ in seiner Arbeit für eine Salzburger Identität und Integrität gegenüber der Habsburgermonarchie. Er kämpft dabei stellenweise gegen den Verlauf der Geschichte an. Das beginnt damit, dass er eine gesamteuropäische Einordnung der Ereignisse im Erzstift scheut. Auch späterhin wird auf einen Vergleich beispielsweise der Salzburger Militärstruktur mit der anderer Länder verzichtet (S. 61 f.), was dem der dortigen regionalen Geschichte wenig kundigen Leser eine Charakterisierung der einzelnen Truppenteile unmöglich macht.

Bei der Schilderung der militärischen Vorgänge in den Jahren 1800 und 1801 fehlt die Hervorhebung wesentlicher Ereignisse. Der Leser fühlt sich oftmals, als wäre er im Gebirge ohne Wanderkarte allein gelassen worden; stellenweise bemerkt er nicht einmal, dass gerade eine bedeutende Schlacht geschildert worden ist.

Mitterecker nimmt kaum Wertungen vor: Die Gründe für den Sieg der Franzosen werden nur in „taktischen bzw. operativen Mängeln“ des Gegners (S. 43), nie in generellen Unterschieden zwischen den beiden Armeen gesucht. Die Säkularisation empfindet der Autor als „Damoklesschwert“ (S. 19), deren Grundsätze bereits „im Zuge des Westfälischen Friedens [...] im Reich sanktioniert worden waren“ (S. 19). Colloredo hingegen, der letzte regierende Erzbischof Salzburgs, wird als sparsamer,

reformfreudiger Herrscher durchaus sympathisch geschildert, der eine Konsolidierung des Haushaltes anstrebte, aber mit seiner Anlagepolitik kläglich scheiterte (S. 23 f.).

Die Franzosen werden mit „Plünderungen, Brandschatzungen, Schändungen“ (S. 90) in Verbindung gebracht. Ihre Generale bereicherten sich, Mitterecker zufolge, schamlos. Auch andere Klein- und Großmächte werden als unfähig oder eigennützig geschildert: So habe Österreich mit der Einleitung der Schließung der Universität den Unwillen der Bevölkerung auf sich gezogen (S. 105), und Frankreich, Österreich und Bayern hätten den Abtransport von Kunstschätzen vorangetrieben (S. 104 f.).

Eigenartig mutet schließlich die Einschätzung Mittereckers an, der die „Provinzialisierung des gesamten [Salzburger] Landes“ nach der „Angliederung an Oberösterreich“ an der Verringerung der Beamtschaft wegen der „Auflösung aller Zentralstellen“ festmacht und den „Verlust an kapitalkräftigen Konsumenten“ beklagt, der die Salzburger Wirtschaft schwerwiegend schädigte (S. 110 f.).

Die Tatsache, dass sich jede neue Herrschaft ab 1803 zu Reformen bewegen fühlte, spricht insgesamt nicht unbedingt für Mittereckers Sicht auf die Dinge, jedoch möglicherweise für die Notwendigkeit der mit der Säkularisation eintretenden Veränderungen. Fraglich erscheint dabei, ob sich das Erzstift im beginnenden und fortschreitenden 19. Jahrhundert als eigenständiger Staat hätte behaupten können. Hätte ein Kleinstaat wie Salzburg den bereits seit langem bestehenden Begehrlichkeiten der beiden großen Nachbarn, Österreich und Bayern, die auch Mitterecker ausführlich schildert (S. 20 f.), widerstehen können? Hätte die Salzburger Armee sich verteidigen können - zumal sie nach 1806 die Unterstützung durch das Reich entbehrte?

Insgesamt erweist sich das Werk als durchaus fundierte, jedoch wenig überzeugende Darstellung der Geschichte Salzburgs zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Mitterecker vergibt dabei die Chance, eine umfassende Analyse der sich zu jener Zeit vollziehenden Veränderungen eines geistlichen Kleinstaates in der Mitte Europas zu schreiben, und indem er bei der Betrachtung der Geschichte der Säkularisation seinen Blick auf die Säkularisierten richtet, eine objektive Bewertung regionaler Befindlichkeiten und Erfordernisse in die historische Forschung einzubringen.

*Daniela Feistauer*

# ANKÜNDIGUNGEN

Graduiertenworkshop 28. Januar 2006  
„Institutionalisierung militärischer und ziviler Ordnungen in der  
Vormoderne“  
Europäisches Graduiertenkolleg 625 „Institutionelle Ordnungen,  
Schrift und Symbole“.

Stellt man die Frage nach der Bedeutung des Militärs für frühneuzeitliche Ordnungskonzeptionen, stößt man auf zwei unterschiedliche Perspektiven. Einerseits wird dem Militär eine exponierte Stellung als „Keimzelle der Disziplin“ zugeschrieben. Die Vertreter dieser Auffassung betonen, dass die militärische Disziplinierung dem frühmodernen Staat als ein Modell für gesellschaftliche Ordnung und Disziplinierung gedient habe. Sukzessive seien diese Ordnungsvorstellungen, vom Militär ausgehend, auf andere Bevölkerungsgruppen übertragen worden. Andererseits ziehen jüngere Forschungen das disziplinierte und erwartungskonforme Verhalten von Soldaten in Zweifel. Gemeinschaftlich begangene Eidbrüche von Söldnern, eigenständige Plünderungen der Zivilbevölkerung und häufige Desertionen zeigen, dass die Disziplin in den scheinbar so disziplinierten Militärverbänden oft genug sehr fragwürdig war. Ohnehin wurden Angehörige des Militärs - ob nun als gartender Landknecht oder als das Sittenleben gefährdender Söldner - immer wieder als Bedrohung der gesellschaftlichen Ordnung wahrgenommen. Aus dieser Perspektive kann das Militär keineswegs als Musterbeispiel eines disziplinierten und geordneten Sozialverbandes gelten. Vielmehr muss man die Auswirkungen militärischer Präsenz über die gesamte Vormoderne als Herausforderung für die Institutionalisierung gesellschaftlicher Ordnung sehen. Vor diesem Hintergrund wäre zu fragen, wie sich Wechselbeziehungen zwischen militärischer und ziviler Ordnung in unterschiedlichen Kontexten ausgenommen haben.

Angesichts dieser Perspektiven sollen im Rahmen des Workshops zwei Bereiche im Zentrum der Betrachtung stehen: Zunächst geht es darum, militärische Ordnungskonzepte in ihrer Wechselwirkung mit anderen

gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen näher zu beschreiben. Als Tiefenbohrung soll in einem zweiten Teil der konkrete Fall der Rechtsordnung in den Blick genommen werden. Dazu werden Aspekte aus laufenden oder gerade abgeschlossenen Dissertationen vorgestellt, die exemplarisch verschiedene zeitliche und geographische Schwerpunkte abhandeln. Die Beiträge werden zuvor allen Teilnehmern zugänglich gemacht, so dass während der Veranstaltung die Diskussion der Texte im Zentrum stehen kann.

Kontakt:

Ulrike Ludwig: [ulrike-ludwig@freenet.de](mailto:ulrike-ludwig@freenet.de)

Jan Willem Huntebrinker: [jan.huntebrinker@web.de](mailto:jan.huntebrinker@web.de)



Kolloquium: Neuere Forschungen zur Militärgeschichte,  
Universität Potsdam, Wintersemester 2005/6

Prof. Kroener / Prof. Pröve

Mittwoch 17:00-19:00 Uhr, Raum 1.22, Am Neuen Palais, Haus 11

26.10.05 Dr. Markus Meumann, Universität Halle

Eisernes Zeitalter. Zur Deutung des Krieges im 17. Jahrhundert

09.11.05 Prof. Dr. Frank Unger, Universität Graz

Die „Kriegsneurose“ in der k.u.k. Armee in einem industrialisierten  
Massenkrieg (1914-1918)

23.11.05 Jörg Muth, M.A., Universität Potsdam

Fremde, Feinde, Kameraden - Die Wehrmachtsoffiziere im Spiegel  
der Erinnerungen und Dokumente der amerikanischen Generale  
(1935-1957)

07.12.05 Corinna von List, M.A., Universität Potsdam

"In tödlicher Mission". Die Quellenlage zur Geschichte der Frauen in  
der Résistance am Beispiel der Funkerin Denise Bloch

21.12.05 Marcus Mohr, M.A., Humboldt-Universität zu Berlin

Westdeutsche Zivilverteidigung in den 1950er und 1960er Jahren

11.01.06 Ewa Anklam, M.A., Universität Braunschweig

"Ungesehen beobachten zu können ist allerdings vortheilhaft". Feind-  
aufklärung während des Siebenjährigen Krieges (1756-1763)

25.01.06 Axel Bader, Universität Potsdam

Kriegs- und Besatzungserfahrungen deutscher Soldaten auf dem Bal-  
kan im Ersten Weltkrieg

09.02.06 Angela Strauß, Universität Potsdam

(Der) Militär im Bilde - Bildquellen der Frühen Neuzeit.

## AUTORENVERZEICHNIS

*PD Dr. Thomas Fuchs*, Niedersächsische Landesbibliothek, Waterloostr. 8, 30169 Hannover, thomas.fuchs@nlb-hannover.de

*Dr. Daniela Feistauer*, daniela.feistauer@t-online.de

*Dr. Matthew Glozier*, Official History of Australian Peacekeeping and post-Cold War Operations, Strategic Defence Studies Centre, Australian National University (stationed at Australian National War Memorial), GPO Box 345, Canberra ACT 2601, Australia, m.glozier@uws.edu.au

*Dr. Michael Hochedlinger*, Österreichisches Staatsarchiv/Kriegsarchiv Notendorfer Gasse 2-4, A-1030 Wien, michael.hochedlinger@oesta.gv.at

*Dr. Olaf Jessen*, ojessen@gmx.de

*PD Dr. Ulrike Kleemeier*, Westfälische Wilhelms-Universität Münster. Philosophisches Seminar, Domplatz 23., U.Kleemeier@gmx.net

*Daniel Krebs*, McNeil Center for Early American Studies University of Pennsylvania, dkrebs@emory.edu

*PD Dr. Stefan Kroll*, Universität Rostock, Historisches Institut/Arbeitsbereich Multimedia und Datenverarbeitung in den Geisteswissenschaften, 18051 Rostock, stefan.kroll@uni-rostock.de

*Heinrich Lang, M.A.*, HLangTS@aol.com

*Griet Vermeesch*, g.vermeesch@uva.nl

## VERÖFFENTLICHUNGEN DES AMG

Bernhard R. Kroener und Ralf Pröve (Hrsg.), Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Paderborn 1996. ISBN 3-506-74825-4

Karen Hagemann und Ralf Pröve (Hrsg.), Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel, Frankfurt am Main 1998 (= Geschichte und Geschlechter, Bd. 26). ISBN 3-593-36101-9

Seit 2000 verfügt der Arbeitskreis über die Schriftenreihe:

### **„Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit“:**

Stefan Kroll und Kersten Krüger (Hrsg.), Militär und ländliche Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Münster u.a. 2000 (= Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, Bd. 1). ISBN 3-8258-4758-6

Markus Meumann und Ralf Pröve (Hrsg.), Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Rechtsetzung und Verwaltungshandeln als dynamisch-kommunikative Prozesse, Münster u.a. 2004 (= Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, Bd. 2). ISBN 3-8258-6000-0

Michael Kaiser und Stefan Kroll (Hrsg.), Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit, Münster u.a. 2004 (= Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, Bd. 4). ISBN 3-8258-6030-2

Sebastian Küster, Vier Monarchien - Vier Öffentlichkeiten. Kommunikation um die Schlacht bei Dettingen, Münster u.a. 2004 (= Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, Bd. 6). ISBN 3-8258-7773-6

Ursula Löffler, Vermittlung und Durchsetzung von Herrschaft auf dem Lande. Dörfliche Amtsträger im Erzstift und Herzogtum Magdeburg. 17.-18. Jahrhundert, Münster u. a. 2005 (= Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, Bd. 8). ISBN 3-8258-8077-X

in Vorbereitung:

Markus Meumann und Jörg Rogge (Hrsg.), Die besetzte res publica. Zum Verhältnis von ziviler Obrigkeit und militärischer Herrschaft in besetzten Gebieten vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert (= Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, Bd. 3). [2005]

Beate Engelen, Soldatenfrauen in Preußen. Eine Strukturanalyse der Garnisonsgesellschaft im späten 17. und im 18. Jahrhundert (= Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, Bd. 7). [2005]

*Der bisherige generelle Rabatt von 30% beim Erwerb der Bände für Mitglieder wird nicht mehr gewährt. Die Mitglieder erhalten jedoch bei jeder Neuerscheinung die Möglichkeit, den betreffenden Band mit einem Rabatt von 30% zu subscribieren.*